Epist. 1044 k

Den Teilnehmern
an der Tagung der Gesellschaft der Bibliophilen
am 25. November 1923 in Leipzig
dargebracht
von Conrad Höfer und
Poeschel & Trepte

89 B

Theodor Storms Briefe

an seinen Freund Georg Lorentzen

*

1876–1882

*

[1923]

A131161

Bayerische

Hamburg. Borgfelde
Kl. Wallstr. 12.
[Mitte August 1886.]

Geehrter Herr Lorenzen!

Sie sind so gütig, mich als Anhängsel der zu mir gehörenden kleinen Frau Do in Ihrem Hause aufnehmen zu wollen; und ich freue mich aufrichtig, einige Zeit in einer Familie zu leben, bei der meine Do in früheren Tagen eine so warme Zuflucht fand.

Nun komme ich aber gleich zum Voraus schon mit einer Bitte. Montag, 14. d. M. soll ich mit Do und Dodo, dem kleinen Heißler, wie Ihre liebe Frau – mit der ich, beiläufig, schon recht vertraut bin – die kleine Creatur nennt, in Jübeck zusammentreffen, und dann mit ihnen nach Wamdrup, wohin Sie uns Ihren Wagen schicken wollten [fahren]. Es ist mir aber nicht möglich, mit dem Morgenzuge, von hier zu gehen. Eine Parforce-Tour, die ich von hier aus nach Würzburg habe machen müssen, hat mir das bestimmte Gefühl hinterlassen, daß ich auf der Reise keine Nachtruhe mehr opfern darf, was geschehen müßte, wenn ich mit dem Morgenzuge von hier ginge.

Wir werden also mit dem Zuge in Wamdrup eintreffen, der von Husum Nachmittags 4 Uhr 50 M. und von Altona 1 Uhr 40 M. abgeht.

Wenn nun in Wamdrup keine Fuhrgelegenheit zu Ihnen ist, so möchte ich freundlich bitten, uns Ihren Wagen zu der betreffenden Abendstunde zu senden.

An Do schreibe ich noch heute, auch daß sie Ihnen p. Karte anzeige, wann den Zug in Wandrup ankommt.

Mit der Bitte, Ihrer lieben Frau meinen Gruß zu sagen, und auf baldige persönliche Bekanntschaft

Ihr ergebenster

Th. Storm.

Husum, 3 Septbr 76.

Lieber Freund Lorenzen!

Nie in meinem Leben habe ich mir gedacht, daß ich noch einmal so viel an Weizen denken müßte; aber diese Weizengedanken sind ja auch eigentlich nur Gedanken an Euch lieben Menschen, die ich mir noch in meinen alten Tagen für mein Leben erobert habe. Die sonnige Fobesleter Idylle, unsre Reutervorlesung am Teich, unser Klöhnen auf der Waizengarbe, unsere Luftfahrten über die Brache unter Do's begleitenden Angstrufen, Alles ist mir in diesen Sündfluthtagen wie mit einem grauen Tuch verhangen gewesen; aber der Vorhang scheint sich seit gestern doch wieder zu lüften. Möge denn der Herr von Fobeslet dieß Blatt mit heiteren Augen begrüßen können!

Hier zu Hause trafen wir Alles in der erwünschtesten Weise, so daß Do meinte, nach allem Guten, was sie genoßen, es sei nun auch wieder schön in den eigenen vier Pfählen. Hoffentlich sehen Sie es sich im Lauf des Winters einmal selber bei uns an und stärken dadurch zugleich mein Vertrauen, daß ich, wenn uns beiden noch einige Jahre vergönnt sind, einmal wieder zu Ihnen kommen darf. Die Zeit in Ihrem Hause hat mir in jeder Beziehung wohlgethan.

Als ich gestern unserem Postdirector Picker von Reffoe sprach, erzählte er mir, daß er 1848 als Braklower Jäger einmal 6 L[ochen] bei Ihrem Bruder in Quartier gelegen; er schwärmte noch von der Frau, der sie als Zeichen der Verehrung nächtliche Ständchen gebracht hätten.

Leider habe ich hier einen ſolchen Haufen Juriſtenarbeit angetroffen, daß in der nächſten Zeit wohl der Dichter ſich ſchwer unter dem Richter wird hervorarbeiten können. Do hat geſtern ſchon eine Praxisfahrt mit mir nach Bredſtedt gemacht, wo ich bis 1. Oktb. interimiſtiſch das Gericht verwalte.

Und nun Grüße an all das liebe Geſindel, an Frl Caroline, und vor Allem an Ihre liebe prächtige Frau, in Betreff deren Sie nur getroſt auf mich eiferſüchtig ſein mögen!

Ihr

Th Storm.

Huſum, 16 Novbr 76

Lieber Freund Lorenzen und
liebe Tante Meta!

Wie Sie ohne Zweifel erfahren haben, rückt Ihr Nachbar Trummer mit Frau und Brummbaß gen Huſum, um uns am ... Dezember unſer Concert vermoleſtiren zu helfen. Da bitten wir denn, daß auch Sie Beide mit der kleinen Matten, wie es in Ausſicht geſtellt wurde, gleichzeitig bei uns einrücken und es ſich nach Behagen gefallen laſſen. Raum und Ruhe iſt im Hauſe zu haben troß der vielen Mädel; wir wollen auch – ja ein völlig ſtilles Beiſammenſein läßt ſich am Ende nicht verſprechen; aber paſſen Sie nur auf, es ſoll gemüthlich werden. Alſo, wann können wir Sie erwarten?

Gruß an die Jugend und ihre treue Führerin!

Ihr

Th Storm.

Do grüßt und ſchiebt Alles auf mündlich.

Husum, 25. März 77.

Lieber Freund Lorenzen!

Endlich ist wieder einmal in der Hauptsorge meines Lebens eine Periode zum Abschluß gekommen und eine neue in der alten Weise wiederbegonnen. Und so will ich wenigstens Kunde von mir geben.

Da es mit Hans' Examen nicht voran wollte, so biß ich in den sauren Apfel und trat am 6. Febr. meine zweite Reise nach Würzburg an, wovon ich am 6. März zurückkehrte. Ich wohnte dort bei sehr liebenswürdigen Menschen, der Wittwe des bekannten Professors der Chemie, Strecker, wo ich auch den Mittag in der Familie hatte und Theilnahme und gebildeten Umgang fand, und es glückte, daß Hans während meiner Gegenwart die vier Hauptstationen des Examens – es fehlte ihm noch die Station der inneren Medicin u. ein Theil der pathologisch anatomischen Station – hinter sich brachte. Das darauf folgende Schlußexamen, – so sagte mir einer der Professoren der Medicin – sei eine reine Formalität. Und dennoch! – Freitag vor 8 Tagen Morgens telegraphirt Hans mir: „Schluß heute". Dann Todesschweigen. Als ich vorige Woche darauf bei einem jungen Professor (Germanist), dem Schwiegersohn meiner Wirthin, anfrage, erhalte ich das Telegramm: „Schluß nochmals in drei Monaten".

Er ist also nicht bestanden oder nicht hingegangen; ich denke Ersteres; und ich habe ihn nun zurückberufen, damit er die 3 Monate hier arbeite.

6

Also neue Kosten, neue spannende Sorge. Mein Kopf wird endlich müde. Das Schlimmste ist, daß es mich in poeticis arbeitsunfähig macht. Es ist schon über ein Jahr, daß ich in der Beziehung keinen Strich gethan.

Aber für heute nicht[s] mehr. Das ist keine Stimmung zu freundschaftlicher Mittheilung.

Mit Freuden höre ich, daß Sie sich so gekräftigt haben; Frühling und Sommer werden hoffentlich das gute Werk vollenden. Wer weiß, ob ich nicht komme, um persönlich nachzusehen.

Seien Sie Alle, Sie und Tante Meta, Caroline und die Kinder aufs herzlichste gegrüßt!

Ihr alter

Th Storm

Husum, 23 Mai 77.

Lieber Freund Lorenzen!

In meinem Ofen kniſtert das Feuer – Sie wiſſen hier oben auf meiner kleinen behaglichen Bücherkammer – und draußen vor meinem Fenſter ſteht das Maiengrün an der Lindenlaube und friert jämmerlich im eiſigen Abendwind. Wir haben ja aber auch Mai, den – wie Heyſe mir neulich ſchrieb – es eigentlich gar nicht giebt. Auch in meiner Seele will es noch immer nicht maien; die Sache mit H[an]s ſteht ſo hin; ich weiß eigentlich gar nichts von ihm. Abſchütteln läßt ſich das nicht bei eignem Fleiſch und Blut.

Sie und die gute Tante Meta ſtellen uns freundlich eine Sommerperſpective auf Fobeslet; Do trägt das ſtill in ihrem Herzen; ſie hält ſo viel von Meta, daß es mir eigentlich immer unbegreiflicher wird, wie die Beiden es möglich machten, ſich ſo lange gar nicht um einander zu bekümmern. Mich anlangend, ſo hoffe auch ich – wenn wir überhaupt zu Gange kommen – wie vorigen Sommer, den Waizen bei Ihnen ſchneiden zu ſehen, in der Art, daß ich meine 3 Wochen Ferien vielleicht zwiſchen Hademarſchen und Fobeslet theile. Früher als vorm Jahr wird es indeſſen kaum werden, wird es ſchließlich kalt, ſo haben wir ja immer noch unſern Whiſttiſch. Und da Sie jetzt ſo ſchön geſund ſind, ſo ſteht ja auch unſern Wanderungen nichts entgegen.

Vorläufig habe ich noch einen ſchweren Block vor mir, der erſt gewälzt ſein muß. Das heißt bei mir denn kein Waizenfeld, das vor Regen nicht in die Scheuer kann, ſondern einen

ſchwierigen Novellenſtoff, dem ich zehn Jahre lang – ſo lange trag' ich ihn in mir – immer aus dem Wege ging, weil ſich mir ein bequemerer darbot, und den ich jetzt, Buchſtäblich mit körperlichen Schmerzen, meinen Nerven abquäle. Die Novelle wird den hausbackenen Namen „Carſten Curator" tragen, – wenn ich überhaupt der Sache Herr werde.

Hoffentlich komme ich wenigſtens in dieſer Hinſicht entlaſtet zu Ihnen.

Sonſt leben wir hier etwas ſtiller, als gewöhnlich; nur neulich hatten wir unſer letztes Concert, das zu meiner Freude auch unſre alte Mutter beſuchen konnte.

Und nun meinen herzlichen Gruß, an Meta vor allen Dingen, und an die ganze Fobesleter Jugend, Caroline, die treffliche, an der Spitze. Hoffentlich bin ich auch – es iſt das ja ein altes Poetenrecht – bei dieſer noch in leidlichem Angedenken. In Reſſoe und Frörup bitte ich mich gelegentlich in freundliche Erinnerung zu bringen.

Ihr alter

Th Storm

Husum, 8 Juli 1877

Lieber Freund Lorenzen!

Sonntagabend $^3/_4$7 Uhr im Juli, und beide Lampen brennen ſchon; denn der Abend iſt kalt und grau; aber in mir iſt's dennoch lichter als in den vorangegangenen hellen Tagen; denn mein böſer Bube Hans iſt mit ſeinem Staatsexamen fertig u. hat ſchon ein feſtes Engagement. (vgl. Do's Brief an Meta!); freilich folgt nun für mich ein großartiges Geldgeſchäft; aber er kann und wird hoffentlich nun doch ſelbſt ſein Leben machen.

So geh ich denn dieß Mal viel leichter in die Ferien, als mir ſeit manchem Jahr vergönnt war; erſt möchte ich eine Zeitlang nach Hademarſchen, und dann 8–10 Tage zu Euch, wenn Ihr der Storms noch nicht müde ſeid. Hoffentlich treffen wir denn auch dieß Mal Grimmbart den Dachs vor ſeiner Höhle. Das Nähere beſagt wiederum Do's Brief. Daß ich meinen Nerven eine Novelle abquäle, ſchrieb ich Ihnen wohl ſchon neulich; leider bin ich noch nicht ſicher, ob ſie nicht ſchließlich in den Ofen geſteckt werden muß; wenn das aber nicht geſchehen ſollte, dann wollen wir wieder einmal die Betrachtung anſtellen, ob auch dieß Jahr Ihre Schweine mit meiner Novellenzucht in die Schranken treten kann.

Wir wollen uns, denke ich, auch dieß Jahr einige Nettigkeiten auf der Bank am Waſſer vorleſen, und Abends unter Carolinens Augen einen Whiſt (oder Wiſth) machen; da der Regen jetzt kommt, ſo wird er uns dann ja die gute Laune nicht ſtören.

Laſſen Sie nur bald ein Wort hören, ob Sie Alle nett geſund ſind; und in zweiter Reihe, ob Sie dieß Jahr wieder etwas von uns wiſſen wollen.

Mit herzlichem Gruß an Meta, an Caroline und all' das liebe junge Geſindel

Ihr alter

Th Storm

Alſo, lieben Freunde, „wedder to Hus“! und ſchon ganz eingeſpannt in den alltäglichen Trab des Lebens; aber in Gedanken habe ich noch auf Fobeslet emſig das Korn mit eingefahren; nemlich am 3 huj. Waizen, am 4. u. Vormittag des 5ten Gerſte; dann fing ich bei der zweiten Koppel Waizen an, wurde aber durch den Regen geſtört. Jetzt iſt, Gott ſei Dank, wieder Erndtewetter, was wir geſtern, Sonntagnachmittag, dadurch gefeiert haben, daß wir im Garten Thee tranken, nemlich Do und ich allein; das junge Volk war auf verſchiedenen Croquet-Plätzen vertheilt; nur Dette und Dodo ſpielten in der feuchten Laube vor dem Hauſe, was Dodo heute mit einem ſtrömenden Schnupfen büßt. „Fobeslet im Regen“ ſteht als ein ſehr feſtes Bild in meiner Phantaſie, und muß gelegentlich einmal zum Abdampfen in die Sonne gebracht werden, damit es wieder ſo freundlich werde, wie der Gartenſaal in der Nachmittagskafferſtunde, wenn wir uns Groth und Reuter vorlaſen. Zunächſt nach einem hoffentlich nun begonnenen ſchönen Herbſt kommt nun der Winter, wo uns hier in meinem Stübchen die trauliche Abendſtunde vereinigen wird, wobei ich noch ausdrücklich in Erinnerung bringe, daß ſich dort zwar ein Notenpult, aber weder ein Clavier noch ein Violoncell befindet, auch dergleichen beunruhigende Gegenſtände inzwiſchen nicht dahin gebracht werden ſollen.

Augenblicklich iſt das Haus ſehr voll von großen Kindern, von denen aber doch hoffentlich drei mit Oktober abziehen

werden, Hans nach einem der Orte, wohin wir jetzt unſre Pfeile ſchießen, Lisbeth nach Stuttgart, Karl nach Berlin.

Mir iſt über all das noch ſehr wüſt im Kopf, und oft, als wär's zu viel für die Kräfte, über die ich noch disponiren kann.

Nun – zunächſt und für heut herzlichen Gruß Ihnen Allen und Dank für alles Liebe und Gute, womit Ihr gaſtliches Haus mich umgeben hat.

Ihr alter

Th Storm.

Auch Ihrem jungen Verwalter meinen freundlichen Gruß; die gute Caroline brauche ich wohl nicht ſpeciell zu nennen!

Husum, 23 Novb. 77.

Lieber Lorenzen!

Eben kommt Meta's Brief mit der Hiobspost daß Sie nicht kommen. Also noch rasch vor Thorschluß die herzliche Bitte: kommen Sie doch, wenn Sie es irgend möglich machen können! Wir haben alle jetzt leichtere Herzen; Hans Heint seinen Dämon, die Unentschlossenheit, abgeschüttelt zu haben; sein Onkel Sanitätsrath Stolle, bei dem er 4 Wochen war, schrieb schon, wenn er nur wolle, bei seinen Kenntnissen müsse es ihm gelingen. Und, wie er selbst immer gesagt, wenn er nur erst in practischer Thätigkeit sei, so scheint es in der That zu werden; alle Woche erhalten wir nette und heitere Briefe aus Heiligenhafen, er hat schon einen ganzen kleinen Kreis von Patienten, hat allerlei Operationen glücklich bestanden, hat netten Familienverkehr schon gefunden, und ist jetzt dabei sich seine Wohnung gemüthlich einzurichten, wozu ich ihm dieser Tage die alten Oelbilder von mir und seiner Mutter habe schicken müssen. So gehen wir recht froh dem Weihnachtsfest entgegen.

Also, können Sie nicht bei Gelegenheit dieser Reise ein paar Tage an uns abgeben? Wenn nicht, so erwarten wir Sie Januar oder Februar; denn so kommen Sie mir nicht davon.

Sollten Sie, wie Do meint, auf Ihrer Reise mit Verwandten aus der Gegend von Heiligenhafen zusammentreffen, so bitte ich der trüben Stunden, die dieser sonst so guthmüthige Junge mir gemacht, und worüber ich Ihnen mein Herz ausgeschüttet, nicht Erwähnung zu thun; sondern womöglich

ein freundlich Wort für ihn einzulegen. Auf einem der umliegenden Güter oder Höfe scheint er schon zugezogen zu sein.

Daß die beiden Kinder so glücklich bei uns gewesen, freut uns herzlich; wir haben sie beide gern gehabt.

Do will nächstens schreiben; sie trägt sich mit schweren Schlachtergedanken; es betrifft ein Schwein zu ca 150 ℳ! – Am 27. d. M. hier Florentiner-Quartett.

Mit herzlichem Gruß an Meta und alle andern Lieben

Ihr alter

Th Storm

Husum, 26 Mai 1878.

Liebe Frau Meta!

Ich gestatte mir, Ihnen die Rechnung des neulich zu meinem Leid verstorbenen Buchhändlers L. Thomsen hier, an Betrag 16 M 65 ₰, einzusenden, die Sie wohl gelegentlich direct berichtigen.

Unsre übrigen Geldverhältnisse, die ja bei gelegentlichem Zusammenkommen unserer Hänser saldirt werden können, sind folgende:

Zu den Thomsenschen 3 Werken auf obiger Rechnung kommt, meine ich (denn es waren ja wohl 3 Bücher für Ressoe u. 1 für Caroline) noch eins von Th. Si's Büchern, was dann bei meinem Verleger auf meinem Schuldconto mit 3 M 30 ₰ figurirt. An die Kinder gab ich damals 25 M; davon gehen aber 10 Kronen für die Wiegen ab. – So, das wären die wichtigen Geschäfte! –

Im Uebrigen werde ich immer mehr und mehr zum Meergreis, immer ruhebedürftiger und schaffensunlustiger. „So fällt eins nach dem andern, manch liebes Band dir ab!" sagte Fouqué, (S. Hausbuch!) Sagen Sie aber von solchen Reden nichts an Do; sonst schilt sie, daß ich mich alt mache; sie mag keinen alten Mann haben, obgleich sie selbst mit Zahn- und Magenschmerzen herumkriecht. Doch werden die nun anbrechenden blauen Tage uns wohl beide wieder muntrer machen. – Neulich war der medicus Hans auf [ein] paar Tage bei uns auf Besuch; er hat sich dort offenbar das Bewußtsein ärztlicher Leistungsfähigkeit erworben, scheint nett

beſchäftigt, und war ganz dick und vergnügt, Erſteres natürlich dem guten Bier zu Dank und hätte ich ihn lieber ein wenig dünner gehabt. Im Uebrigen gefiel er uns ſehr; und meldete geſtern p. Karte, daß er ſeine Blumen und Vögel wohl gepflegt wiedergefunden u. nach der durchfahrenen Nacht den ganzen Tag practizirt habe. Das iſt ja denn ſo weit gut.

Karl iſt ſeit 14 Tagen Muſiklehrer in Varel bei Oldenbg (Großherzgth) einer beſonders hübſchen wohlhabenden Stadt von etwa 5000 Ew und hat bis jetzt 27 Std. p. Woche zu geben. Das geht ja denn auch. Lisbeth kommt, zufrieden mit ihrer Arbeit bis dahin, Anfang Juli auf Sommerferien; Lute (jetzt in Neumünſter) kommt Donnerstg, zugleich ein Pathchen von mir aus Heiligenſtadt, ein Frl. v. Byern. So iſt denn Jugend genug vorhanden.

Do grüßt und bittet ſehr um einen Brief. Morgen ſende ich Lorenzen mein neueſtes, Ende Febr. d. J. beendetes, auf ſorgfältigen Studien beruhendes, opus, und hoffe, daß er es nicht gar zu langweilig finden möge.

Und ſomit ſeid alle, Jung und Alt, herzlich gegrüßt von

dem alten Meergreis

Th Storm.

Husum, 27 Juni 78.

Lieber Freund Lorenzen!

Hier meine Hand zum Geburtstag; und glauben Sie nur nicht, daß dieſe meine Gratulation nur auf der boshaften, wenn auch menſchlichen Freude beruht, daß doch auch Sie wiederum ein Jahr älter geworden ſind; dieſes geiſtige Händeſchütteln hat keine andre Bedeutung, als Ihnen wiederholt meine Freude darüber auszudrücken, daß wir alten Burſchen, ich freilich der ältere, uns noch auf dem abwärts gehenden Lebenswege getroffen haben, verbunden mit dem, ich hoffe, nicht vergeblichen Wunſche, daß ſolches dann und wann auch ferner noch geſchehen möge! Sie werden hoffentlich den Tag bei hellem Sonnenſchein nach vorgängigem Regen, quantum satis, geſund und froh verleben, und wäre die Spanne Weges nicht gar ſo lang, ich wäre herzlich gerne bei Ihnen. Statt deſſen erhalten Sie nun bald unſere Ebbe, ein liebes Kind, an dem wir Wohlgefallen haben, und die hoffentlich auch einen kleinen Platz in Ihrer Neigung gewinnen wird.

Und ſomit einen herzlichen Gruß an Sie aus unſerem ganzen Hauſe; und wenn's die Zeit erlaubt, ſo laſſen Sie am Geburtstag auch einen freundlichen Gedanken zu uns herüberfliegen!

Ihr alter

Th Storm

Herzliche Grüße an meine verehrte liebe Frau Meta, Caroline und alle Kinder, die aber heute billiger Weise hinter der Unterschrift kommen.

Da stürzt nun auch Doris noch mit der Hiobspost ins Zimmer, daß in der ganzen Stadt keine Makrelen zu haben seien. Denken Sie sich, liebster Freund, sie wollte Ihnen mit diesen schmierigen Dingern zum Geburtstag unter die Nase gehen, und ist nun höchst leidvoll, daß diese Ueberraschung zu Wasser geht. Also – auch ohne Makrelen

nochmals Ihr getreuer Th St.

Nun komme ich, mein lieber Lorenzen! wie Dünnbier hinterher, wenn solche schwungvolle Feder vorangeht, da kann man nicht mit, und mußt Du nun so fürlieb nehmen. Da sehe ich aber eben daß Theodor von Makrelen, und sogar schmierigen geschrieben hat, wahrscheinlich ist sein Brief denn auch nicht hochpoetisch. Mein Glückwunsch ist nun aber eben so herzlich gemeint wie der seine, mein guter Lorenzen, nicht wahr? wir haben uns im Flügelkl[illegible] [illegible]d nun im reiferen Alter wiedergefunden, das mu[illegible]pelt fest halten; also nimm den allerbesten Glück[illegible]sch fürs kommende Jahr, vor allen Dingen Gesundheit, – dann für den August Monat keinen Regen, sondern stets Sonnenschein; – wenn ich so ganz fest davon überzeugt bin, daß es keinen Regen giebt, komm ich doch vielleicht noch angeflogen. Scherz bei Seite, wollt Ihr noch verreisen diesen Sommer, so kommt jedenfalls auch nach Husum; sonst kommt Ihr diesen Herbst auch nicht; wir sind immer zu Haus, nur nicht in meines Mannes Ferien; und

werfen wir dann Alles heraus und führen Euch im Triumph ein. –

Heut Abend sollen wir Donnerstag halten, es ist so rasend heiß, sage Meta nur, sie hätte, mich betreffend, den Nagel auf den Kopf getroffen, es wäre ganz so, wie sie es vorausgesehen hätte, mit mir bestellt. Und nun leb wohl, am Sonntag wollen wir viel deiner gedenken, denn da wirds gewiß heiter hergehen bei Euch, schade daß man nicht per Telegraph befördert werden kann; noch einmal, lieber Lorenzen, den herzlichsten Gruß und Glückwunsch von

Deiner Do Storm

Huſum, 29 Juni 78.

Lieber Freund Lorenzen, liebe
Frau Meta!

Da kommen wir denn ſchon wieder mit einer Gratulation; das junge unbedarfte Volk hätte einen doch erſt zu Athem kommen laſſen ſollen. Indeſſen – man muß mit, ſo alt man iſt. – Zunächſt bitte ich Sie, lieber Lorenzen, Sie haben ja das Brautpaar zu Stelle, prüfen Sie doch den jungen Mann recht genau, ob er denn für Sie als Principalonkel und für mich als einfachen Onkel ein acceptabler Neffe iſt; wenn Sie aber dieſes glücklich feſtgeſtellt haben – und ich weiß, daß große Hoffnung dazu vorhanden iſt – dann ſchütteln Sie ihm für mich beide Hände und geben ihm die Verſicherung, daß ich mich beſtreben werde, ihm auch meinerſeits ein acceptabler Onkel zu ſein, ſo lange ich noch Dauer halte.

Do – heute klingt es wohl feierlicher: Doris, wird ſich in dem eignen hier nachfolgenden Schreiben dieſem anſchließen. Und nun noch einen herzlichen Gruß an die ſtrahlenden Augen unſerer lieben Braut! Ebbe, die jetzt hoffentlich ſchon bei Ihnen eingezogen iſt, wird ihr die Freude unſeres Hauſes über dieß Familienereigniß ſchon brühwarm überbracht haben.

Und im Uebrigen, denke ich, bleiben wir die Alten

Ihr Th Storm

Ja, Kinderchen, ich komme immer als gehorſame Ehefrau hinter her, aber mit ſo großer Freude dies Mal, giebt es

auf Fobeslet dies Jahr so viel Glück zu wünschen, daß ich kaum weiß, wo ich anfangen soll und nur wünsche, bei Euch zu sein, Euch Allen die Hand drücken zu können. Das ist noch ein Geburtstag, ein junges glückliches Brautpaar dabei, grüße und drücke Ihnen Beiden herzlich die Hand und sage Ihnen ich wollte Ihnen eine gute Tante sein, hoffentlich würden wir Sie noch in diesem Jahre von Angesicht zu Angesicht sehen. Wie geht es Dir, meine Meta und guter Lorenzen, man wird ganz jung wieder mit den Jungen, nicht wahr? mich hat das förmlich in die Fahrt gebracht, wir wollen hoffen, daß Lisbeth den Reigen nun eröffnet hat und alle ledigen Cousinen in der Stormschen-Jensen-Esmarchschen Familie bald folgen werden. Grüße Lisbeth und sage Ihr, wenn sie erst ganz zur Ruhe wär, dann käme ich mit einem schönen Brief, sie wüßte wohl, sie wäre mein Liebling. – So – und nun kein Wort mehr, grüße mir mein süßes Ebbekind, entschuldigt, daß sie lieber mit Lisbeth als mit den Unbekannten reisen wollte; und denkt u schreibt uns auch einmal; grüßt das ganze liebe Haus! –

In alter Liebe Eure Do Storm

Husum, 22 Juli 1878.

Liebe Frau Meta!

Mit dem Dank für die unserer Elsabe erwiesene Gastfreundschaft und die glücklichen Jugendtage, die ihr bei Ihnen geworden, verbinde ich die Bitte, ihr, zunächst a conto unserer Rechnung, das nöthige Reisegeld und was zu einem anständigen Trinkgeld gehört vorzuschießen; ich werde dadurch wieder etwas in Ihre Schuld gerathen und bitte, Ebbe eine Angabe darüber mitzugeben. Ich werde dann sofort saldiren.

Ebbe schreibt denn nun wohl bald, wenn wir sie zu erwarten haben; ich wünsche allmählich in Ihrer Seele, liebe Frau Meta, daß der Trubel um Sie her sich lege, und bin hinterher eigentlich über die Unverschämtheit erschrocken, daß wir Ihnen die Ebbe auch noch aufgebürdet haben. Hoffentlich hat sie die Last nicht allzusehr vermehrt.

Ich und Do reisen am 6. Aug. nach Horst oder vielmehr Dammwisch zu Frau Elise Scharmer (unsre Urgroßväter waren Brüder und das Project dieses Besuches spielt seit Jahren), am 10ten geht Do nach Haus, um am 15ten mit Dette u Dodo bis Ende August nach Hademarschen zu gehen; ich treffe am 10ten auf Station Horst unsre Lite, die denn noch ein paar Tage mit mir in Hamburg bleibt, bevor sie zur ihrer Stuttgarter Pflicht zurück kehrt. Ich gehe wohl auch auf kurze Zeit zu dem vielbeschäftigten Musiklehrer Karl Storm in Varel.

Ihre Karoline scheint ja dann für uns im Duft zerflossen. Na, ein ander Mal!

Ich richte diesen halb geschäftlichen Brief an Sie, da ich nicht weiß, ob Lorenzen schon von der Brautfahrt zurück ist; sein Brief hat mir ja die erfreulichsten Nachrichten über Lisbeth's guten Stern gebracht. Natürlich grüße ich ihn sehr, wenn er zu Hause ist. Meine Novelle will noch immer nicht so gedeihen, wie vermuthlich und hoffentlich seine Schwarzen; den Titel will ich hiemit verrathen. Sie heißt: „Die Tochter aus der Wald- und Wasserfreude". Die Schweine haben wohl keinen Namen?

Morgen ist meiner Mutter 81ster Geburtstag, dem mein 61ster auf dem Fuße folgt. Sie ist jetzt doch recht alt geworden. Aber einen großen Rosenstrauß soll die Alte doch noch haben.

Do und ich grüßen Sie alle herzlich.

Th Storm.

Husum, 15 Juni 1879

Lieber Freund Lorenzen!

Es geht, leider, nicht; wie die ſilberne Hochzeit in Segeberg müſſen wir die grüne in Fobeslet dankend ablehnen und uns durch unſere alte rüſtige Tante Anna vertreten laſſen. Es klappert hier ſo an allen Ecken, daß ich froh ſein will, wenn wir bei Liebeths Hochzeit, die im Herbſt ſein ſoll, das Leben behalten; denn Do will trotz Brunnen und Spazierenlaufen noch immer nicht geſunden, den einen Tag gehts etwas beſſer, dann ſind Schwindel u. Uebelkeit wieder da und peinigen ſie bis zu Thränen, Ernſt liegt auch noch halb auf dem Rücken als Reconvaleſcent, erſt von einer Fußverſtauchung, dann von ſchwerer Lungenentzündung, Lucie iſt in Kiel, um gegen hartnäckigen Rheumatismus römiſch-iriſche Bäder zu gebrauchen. Dazu – die Ausſteuer! Ihr könnt Euch Doris denken. Dennoch ſoll ich mit herzlichſtem Gruße von ihr beſtellen, wenn ſie reiſte, ſo käme ſie d. h. wenn es dort wieder ruhig geworden, alſo ſo im Auguſt nach Fobeslet; und dann werde ich mir wohl erlauben, ſie von dort wieder abzuholen.

Dann können wir beide wieder, auf einer Garbe liegend, unſere ſchwermüthigen und luſtigen Gedanken mit einander austauſchen.

Damit Sie, liebſter Freund, etwas von Ihrer Ausſteuer abgezogen werden, ſchicke ich Ihnen morgen meinen berühmten „Finger", eine höchſt nachdenkliche Geſchichte.

Mit vielen Grüßen von Allen an alle, insonders an Tante Meta u. die junge Braut, und an Caroline und Doddy und Fite und Matten

Ihr alter

Th Storm

Husum, 6 Aug. 79.

Ja, liebster Freund, die Eltern hätte ich denn nun gehabt, und ich kann mich nicht beklagen; ich hatte sie so lange, bis ich selber dem Tod fast gegenübersitze. Daher ist es auch weniger Trauer, was auf mir liegt, als vielmehr das dumpfe Gefühl der unabwendlichen Vergänglichkeit des Menschenlebens. Freilich der letzte Kampf ums Leben dauerte lange, über 36 Stunden; schweres Athmen wechselte mit Krampfschauern, die oft so heftig wurden, als schüttle der grimme Tod den armen Leib, damit er endlich nur die Seele lasse. Es war für uns erschütternd anzusehen; ich glaube aber mit dem Arzte – mein Bruder Dr. war in Baden Baden und kam zu spät – daß schon bei Beginn dieses Zustandes das Bewußtsein sie verlassen hatte. Do und ich knieten an ihrem Bett, als der Athem aufhörte und nicht wiederkam. Die über hundertjährige Familiengeschichte des alten Hauses, das einst mein Urgroßvater seinem Sohne bauen ließ, ist damit zu Ende. Am 28. v. M. haben wir sie begraben; die Enkel und Enkelinnen, die hier oder da gekommen waren, folgten dem Sarge; während der Prediger an der offenen Gruft sprach, sang ein kleiner Vogel dicht dabei aus einem Busch; das paßte recht für sie, und ich dachte: „Wenn du es hören könntest!" – –

Unseren Besuch bei Ihnen wollen wir lieber auf nächstes Jahr verschieben; ich hoffe zuversichtlich, daß Do dann diese Periode überwunden haben wird. Daß es nach diesen Aufregungen und der Unruhe, die – wie Do nun einmal ist –

ihr die rasche Beschaffung der Aussteuer verursacht, jetzt nicht besonders gut steht, ist eben nicht zu verwundern; aber im Ganzen scheint es mir doch aufwärts zu gehen. Für jetzt möchte ich sie mehr in meiner Nähe – ich gehe nicht weiter als Hamburg – und zumal in der Nähe meines brüderlichen Arztes halten.

Sind wir nächstes Jahr noch leidlich lebendig, dann werde ich gern meinen immer weißer werdenden Kopf wieder an eine Fobesleter Garbe lehnen und mit Ihnen unser philosophisches Gespinnste weiter spinnen.

Hoffentlich ist dann auch die unglückliche Hochzeitsgeschichte ausgeglichen oder mindestens gründlich Gras darüber gewachsen, die mir trotz gegebener Aufklärung von beiden Seiten (Johannes u. Caroline) unverständlich geblieben ist. Vielleicht halten Sie, liebster Lorenzen, es der Mühe werth, mir ein Wort darüber mitzutheilen. Denn daß ich für uns Alle das sehnlichste Verlangen habe, das, wo möglich, auch innerlich beseitigt zu sehen, brauche ich wohl nicht zu versichern.

Unser Karl, den ich Ihnen wohl als fast ungebetenen Gast zur Vertretung der Familie Th. St. sandte, ist nun schon lange wieder in Varel. Mit dem alten Jungen – „unser immer grünes Herzblatt" nennt ihn sein gelehrter Freund Dr Tönnies – reist immer ein Stück Sonnenschein von dannen.

Das junge Ehepaar werde ich wohl gelegentlich Gelegenheit haben in seinem neuen Heim zu besuchen; ich werde schon deshalb in Neumünster Station machen.

Do grüßt herzlich und wird nächstens selbst an Meta schreiben. Und somit auch von mir an Euch Alle, Meta, Caroline, die Kinder – die allerherzlichsten Grüße!

Wie immer

Th Storm

Hademarschen, 28 Juni 80.

Lieber Lorenzen, mögen die Glückwünsche, die ich für mich und Do Ihnen zu Ihrem Geburtstage bringe, an einen wieder vollständig genesenen Mann gelangen; und möge dann der Tag an der Seite der guten Tante Meta im Kreise Ihrer Jugend voll goldenen, Ihre Erndte reifenden Sonnenscheins verfließen! Ja, das Verfließen! Ich wollte Ihnen heute einen langen Brief schreiben; aber das böse halbe Jahr mit seinen verschiedenartigen An- und Abspannungen und bitterböser Arbeit hat meine Kräfte mehr als gut verfließen lassen; und ich denke oftmals: „Du Narr, da hast Du Dir ein großes steinern Haus gebaut; für wen denn wohl? Doch kaum wohl für Dich selber?“ Uebrigens ist es unter Dach, soll aber erst im Frühjahr k. J's bezogen werden. Besser ist es schon mit dem Garten; da ich tüchtig gedüngt habe, so steht alles Gemüse in Ueppigkeit, und kann nur mittelst Conserven alles für den Genuß gerettet werden.

Do ist augenblicklich in Heiligenhafen bei unserer Lisbeth, die uns durch eine Frühgeburt, einen Jungen, erschreckte, der so klein ist, wie Do schreibt, daß sie nicht geglaubt habe, daß es ein lebender Mensch sein könne; doch bestrebt er sich schon ernstlich seine Stelle im Leben einzunehmen; und Lisbeth ist so wohl (die Geburt erfolgte am 16ten), daß Do schon Sonnabend zurück kommt.

Das ist ja denn schließlich noch zu einer Freude gediehen; eine andre erfuhr ich dadurch, daß mein Ernst vor etwa 4 Wochen sein Assessorexamen in Berlin bestand, und dann sofort als Hülfsrichter in Tondern angestellt wurde.

Nächſtens werde ich Ihnen eine heitere gänzlich ſpukloſe Novelle ſchicken, die ich trotz alledem fertig gebracht habe und die ich Sie ſehr bitte in einer ſonnigen Kaffeeſtunde vorzuleſen.

Meine gegenwärtigen Töchter Elſabe, Gertrud und Dodo – Lucie iſt auf der Reiſe von Bad Oeynhauſen nach Heiligenhafen augenblicklich in Hamburg – ſchließen ſich meinen guten Wünſchen an, und grüßen mit mir Tante Meta, Caroline und all die Jugend.

Ihr

alter Th Storm

Zum Septbr planen Do und ich das ungeheuere Unternehmen einer mehrwöchentlichen Reiſe nach Berlin.

Eben die Nachricht, daß mein Vetter Stuhr in Friedrichſtadt – ſie kannten ihn vielleicht – geſtern geſtorben iſt.

Hademarschen, 30 März 1882

Lieber Freund Lorenzen!

Das war eine lange Pause; aber nun soll sie nicht länger werden; der erste Winter im neuen Hause ist vorüber, und es wird wieder einmal Frühling; wer weiß, wie oft noch für den, der so kühn war es zu bauen! Sie lassen das letzte Ihrer Kinder confirmiren; und das Kinderspiel in Ihrem Hause hat dann auch ein Ende; nehmen Sie und Meta bei diesem Anlaß meine herzlichsten Wünsche für sich und für das Kind, das in Ihrer liebevollen Obhut aufgewachsen ist! Unsre Dodo hat diesen Winter auch schon den Confirmationsunterricht mitgehabt, wird aber erst Ostern 83 confirmirt werden und mittlerweile noch eine hier jetzt beginnende höhere Töchterschule besuchen, während bis dahin, auch unter meiner Betheiligung, der Unterricht etwas nothdürftig zusammengesucht wurde.

Im Uebrigen sind wir ganz gern auf dem Lande, zumal im Winter die Geselligkeit wenig vermissen läßt, da Hanerau und Hademarschen beiderseits dazu beisteuern; das Schöne aber, was uns jede Jahreszeit bringt, die rothe Winterfrühe mit ihrem ersten Sonnenspielen an den Wänden, wie jetzt das Sprießen und Schwellen der ganzen Pflanzenwelt und Abends den Sternenhimmel, der sich nach allen Seiten frei über unser hochliegendes – dabei traulich warmes – Haus wölbt, das Alles habe ich bis her noch nie so voll und rein genossen wie jetzt. Auch fleißig bin ich im Winter gewesen, und eine größere Arbeit „Hans Kirch und Heinz",

deren Stoff ich mir bei einem Besuche (mit Dodo) meiner Pastorsleute zu Heiligenhafen im vorigen Herbst eroberte, wird Ihnen demnächst zeigen, was Kopf und Herz bei mir noch zu leisten vermögen. Leider werd' ich's Ihnen wohl vor Oktober nicht senden können, da die Novelle erst dann in den Westermannschen Monatsheften erscheint.

Eine Sorge, die uns, wie Sie und Meta wissen, immerfort bedrückte, hat sich inzwischen fast ganz verloren, ja beinahe in das Gegentheil verkehrt. Unser Hans ist seit fast einem Jahr beschäftigter Arzt in Frammersbach, einem Spessart-Dorfe unweit Lohr in Bayern, und correspondirt seitdem, so daß alle 14 Tage ein Brief von ihm am Sonntag hier ist und er am nächsten Sonntag einen erhält, mit seiner Mama in promptester und liebenswürdigster Weise; neulich aßen wir Wildschweinsbraten, den er geschickt hatte, als die Thiere dort regierungsseits geschossen wurden. – Daß unser Ernst Amtsrichter in Tostlund ist, wissen Sie vielleicht. Eine trübe Geschichte ist die Auflösung von Lucie's Verlobung. Bei seinem vergeblichen Bemühen um eine feste Existenz verfiel Kirchner (im Uebrigen ein trefflicher Mann) einem borniten Katholicismus, und endlich – es ging nicht länger. Lucie ist seit Kurzem auf ihren Wunsch für ein Jahr bei Ernst's künftigen Schwiegereltern, Seminarlehrer Krause in Tondern. Drei Jahre ihres Lebens sind einer vergeblichen Hoffnung geopfert. Sonst hat uns kein Leid während unseres hiesigen Aufenthaltes betroffen, wenn man das nicht für ein solches rechnen will, daß das Leben immer kürzer wird und für eigne Hoffnungen immer weniger Raum zu bieten hat.

Seien Sie nun alle herzlich von uns gegrüßt, Caroline u. die Kinder nicht zu vergeſſen, und laſſen Sie Ihrerſeits einmal hören, wie Alles bei Ihnen ſteht und geht.

Ihr alter

Th Storm

Nachwort.

Zuerſt einen doppelten Dank: an die Beſitzer dieſer Stormbriefe, Herrn Geh. Hofrat Dr. Hermann Frerichs, Realgymnaſialdirektor a. D. in Eiſenach, und Frau Lisbeth Frerichs, geb. Jenſen, ſowie an Fräulein Gertrud Storm in Varel, die die Veröffentlichung in der vorliegenden Form gern geſtatteten. Die nachfolgenden Bemerkungen beruhen im weſentlichen auf Erzählungen des Ehepaars Frerichs.

Theodor Storm berichtet in ſeinem Brief vom 17. November 1876 an den „reiſenden Freund" Paul Heyſe: „Dann nach drei Tagen Aufenthalt dort [in Würzburg] ging ich wieder zurück, fiſchte mir unterwegs in der Nähe von Huſum meine Frau und mein jüngſtes Küken, Dodo, auf und fuhr mit ihnen auf ein Gut in Nordſchleswig, jetzt leider Jütland, zu Verwandten, wo wir drei Wochen angenehm und faulenzend verlebten."

Dieſe rein formale Hindeutung wird durch unſere Briefe mit lebendigem und perſönlichſtem Leben erfüllt, die ſchon um deswillen ihre kleine Bedeutung für die Aufhellung von des Dichters Daſein und Art beſitzen.

Der Empfänger der Briefe iſt der Gutsbeſitzer Georg Lorenzen in Foboslet bei Kolding, knapp jenſeits der däniſchen Grenze, ein wackerer deutſcher Mann, einer in Noſſoe begüterten Landwirtsfamilie angehörend, wo zu damaliger Zeit ſein älterer Bruder das Stammgut bewirtſchaftete. Seine Gattin Meta, geb. Danielſen, war ebenſo wie er ſelbſt mit Doris Jenſen, der zweiten Frau Theodor Storms, von Jugend auf

gut befreundet. Räumliche Entfernung und getrennte Lebenslose hatten eine zeitweise Entfremdung eintreten lassen. Irgend ein freundlicher Zufall hat im Jahr 1876 die alten Beziehungen erneuert, die dann bis zum Jahr 1882 eifrig gepflegt wurden, bis Alter und Schicksal die Familien wieder trennte. Das Ehepaar Lorenzen, dem eigene Kinder versagt waren, hatte sich sieben Pflegekinder, fünf Mädchen und zwei Knaben, ins Haus genommen, um Elternstelle an ihnen zu vertreten, und hatte der kleinen Schar in Caroline von Passow eine tüchtige Erzieherin und Lehrerin gegeben, die im Familienkreise eine große Rolle spielte. Ein Gutsbesitzer Trummer, aus Hamburg stammend, saß als Nachbar in Frörup, das wie Ressoe im äußersten Winkel der damaligen deutschen Nordmark gelegen ist. Während der wackre Lorenzen die Musik meist unangenehm empfand, weil sie stets mit Geräusch verbunden ist, strich der Nachbar Trummer seinen Brummbaß mit Leidenschaft und machte sogar in Begleitung seines Instrumentes Konzertreisen bis nach Husum zu dem andern Musikenthusiasten Theodor Storm.

Die Fobesleter Gegend ist die typische des schleswig-holsteinischen Landrückens: Heide und Geest wechselt mit wohlgepflegtem und ertragreichem Ackerboden, dazwischen größere und kleinere Teiche; ausgedehnte Wälder gestatten die Befriedigung der Jagdlust, das Dachsschliefen gehört zu den besonderen Freuden des Jägers, und abendliche Sitzungen gaben dem Gaste wohl auch einmal Gelegenheit, seine Trunkfestigkeit mit der des Hausherrn zu vergleichen.

Im Juli 1878 verlobte sich die zweitälteste Pflegetochter

Lorenzens, Lisbeth Jensen, mit dem Oberlehrer Dr. Hermann Frerichs aus Norden in Ostfriesland, der im darauffolgenden Jahr seine junge Frau nach Neumünster entführte, um dann über Greifenberg i. P. nach Eisenach verschlagen zu werden. Auf der Hochzeit des jungen Paares, an der im Namen der Familie Theodor Storm außer dem dritten Sohne Storms, (dem „stillen Musikanten" Karl) die Tante Anna Mummy, ein altes Familienfaktotum, teilnahm, ereignete sich – wohl zu schon vorgerückter Stunde – eine unangenehme Scene zwischen Storms Bruder Johannes, dem Hademarscher Holzhändler, und dem Brautvater, die, von einer belanglosen Kleinigkeit ausgehend, damit endete, daß der erzürnte Hausherr den Bruder des Freundes buchstäblich hinauswarf.

Unsere Kenntnis von Storms Leben und Art wird durch die vorstehenden Briefe nicht wesentlich vermehrt, sie bestätigen aber in eindringlicher Weise den schon oft ausgesprochenen engen Zusammenhang des Dichters mit seiner Familie und im besonderen mit dem Sorgenkind Hans. Wer wollte die Gefühlsgewalt verkennen, die den Worten vom 8. Juli 1877 zugrunde liegt: „mein böser Bube Hans ist mit seinem Staatsexamen fertig!" Und wiederum offenbaren unsere Briefe, wie stark des Dichters Werke durch sein persönliches Erleben, zum mindesten in ihrer Konzeption, bestimmt sind. Da über alles, was Storm und die Seinen angeht, die bekannten Bücher von Schütze, Gertrud Storm, Biese und die Darlegungen Albert Kösters in seiner großen Ausgabe der Werke gut unterrichten, muß hier ein Gesamthinweis auf jene Quellen genügen. Nur ein kleiner Scherz-

vers sei mitgeteilt, der in seiner Weise auch für das Verhältnis des Dichters zu seinen Kindern Zeugnis ablegt. Diese heißen nach dem Standesamtsregister: Hans, Ernst, Karl, Lisbeth, Lucie, Elsabe, Gertrud und Doris (die man sonst auch Dodo rief). Storm aber hat die Namen in folgenden Vers gebracht, wobei die Reihenfolge der obigen entspricht:

Hannemann und Ernemann,
Losche, Liete, Lute,
Ebbe Dette, Tute.

Der nicht auf den engsten Familienkreis eingeschränkte Gebrauch dieser Kosenamen wurde erst eingestellt, als sich die Husumer Gassenbengel ihrer bemächtigt hatten und sie den Kindern gegenüber in oft nicht allzuliebenswürdiger Absicht gebrauchten.

Einige Einzelhinweise:

S. 1: Heister ist eine norddeutsche Bezeichnung für Elster. – S. 3: Über die Braklower Jäger habe ich nichts in Erfahrung bringen können. – S. 5: Die kleine Matten ist die jüngste Pflegetochter Lorenzens: Mathilde. – S. 6: Der junge Germanist ist Erich Schmidt. – S. 8: Die Stelle von dem Mai, den es eigentlich garnicht gibt, habe ich in Heyses Briefen an Storm aus jener Zeit nicht gefunden. – S. 9: Über Carsten Curator vgl. die Zusammenstellungen bei Köster, Bd. 8, S. 261 f. – S. 14: Sanitätsrat Stolle ist Storms Schwager, da er eine Schwester von Konstanze zur Frau hat. – S. 16: Storm hat die Familie Lorenzen oder besser Frau Meta durch Jahre hindurch mit Lesestoff nach seiner Wahl versorgt. – Die Verse

von Fouqué ſtammen aus dem Gedicht „Troſt“: Wenn alles eben käme, wie du gewollt es haſt, das Storm mit in ſein Hausbuch aufgenommen hatte. – S. 17: Das neueſte Opus iſt die Novelle „Renate“. – S. 21: Der junge Doktor Frerichs wurde Storms Neffe, weil der Vater ſeiner Braut der Bruder von Frau Do war und weil dieſer ſelbe Vater ſich in zweiter Ehe mit der Schweſter von Storms erſter Frau Konſtanze verheiratet hatte. – S. 23: Die Eiſenbahnſtation Horſt liegt halbwegs zwiſchen Altona und Neumünſter. – S. 24: Die Brautfahrt war nach Norden in Oſtfriesland zu den Angehörigen des Bräutigams gegangen. – Der endgültige Titel der Novelle lautet etwas anders als hier. – S. 25: Silberne Hochzeit des ſchon genannten Sanitätsrat Stolle, des Schwagers von Storm. – Lisbeth Storm heiratete den Pfarrer Haaſe in Heiligenhafen als deſſen zweite Frau. -- Die Novelle „Der Finger“ erhielt ſpäter die Überſchrift „Im Brauerhauſe“. – S. 31: Die gänzlich ſpukloſe Novelle iſt die Erzählung von den Söhnen des Senators. – Der verſtorbene Vetter Stuhr iſt gleichfalls durch ſeine Verheiratung mit einer Esmarch mit Storm verſippt.

Conrad Höfer.

Gedruckt
in dreihundert Stücken
bei Poeschel & Trepte in Leipzig
Dieses Exemplar trägt
die Nummer
251

Gedichte

von

Theodor Storm.

Zweite vermehrte Auflage.

Berlin.
Verlag von Heinrich Schindler.
1856.

8° 157-66
46

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

	Seite
Zueignung	VII

Erſtes Buch.

Octoberlied	1
Advent	3
Weihnachtslied	5
Sommermittag	6
Meeresſtrand	7
Im Walde	8
Eliſabeth	9
Lied des Harfenmädchens	10
Weiße Roſen	11
Looſe	14
Noch einmal!	15
Die Stunde ſchlug	16
Abends	17
Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt	18
Hyazinthen	20
Du willſt es nicht in Worten ſagen	21
Dämmerſtunde	23
Frauenhand	24
Die Zeit iſt hin	25
Wohl rief ich ſanft dich an mein Herz	26
Du ſchläfſt	28
Schlimmes Leben	29

	Seite
Mondlicht	34
Perle	35
Einer Todten	37
Eine Fremde	40
Stündchen	41
Lebelang	43
Die Kleine	44
O süßes Nichtsthun	45
Gasel	46
Wer je gelebt in Liebesarmen	47
Nun sei mir heimlich zart und lieb	48
Schließe mir die Augen beide	49
Kritik	50
Sprich, bist du stark?	51
Morgens	52
Zur Nacht	53
Die Linden	54
Im Herbste	55
Gute Nacht	57
O bleibe treu den Todten	58
In böser Stunde	60
Und war es auch ein großer Schmerz	61
Zwischenreich	62
Neue Staatskalender	64
Gesegnete Mahlzeit	67
Den Katzen	68
Stoßseufzer	70
In der Frühe	71
Aus der Mark	72
Am Abendtisch	73
Sturmnacht	74
Walburg	77

	Seite
Eine Frühlingsnacht	80
März	82
Mai	83
Herbst	84
Hinter den Tannen	87
Der Tag	88
Regine	90
Ein grünes Blatt	91
Zur Taufe	92
Morgane	93
Ostern	96
Nach Neujahrsgesprächen	99
Im Herbste 1858	100
Gräber an der Küste	103
Im Zeichen des Todes	108
Weihnachtabend	111
Abschied	113
Für meine Söhne	116
Auf dem Segeberg	118

Märchen.

Märchen	123
Im Bulemanns Haus	124
Tannkönig	128
Schneewittchen	132

Zweites Buch.

Aeltere Gedichte.

Die Herrgottskinder	147
Das Mädchen mit den hellen Augen	149
Fiedel-Lieder	151

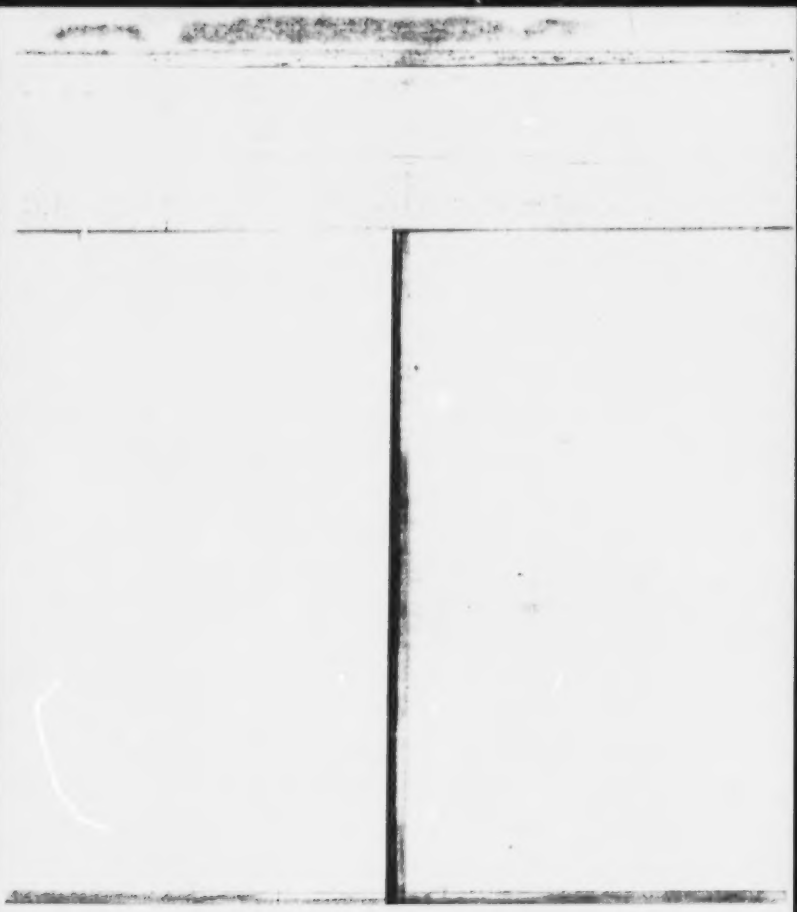
	Seite
An die Freunde	134
Myrthen	135
Milkin	136
Damendienst	137
Duett	138
Ritter und Dame	140
Die Stadt	144
Zur silbernen Hochzeit	145
Bettlerliebe	149
Viergeilen	170
Das Harfenmädchen	171
Das hohe Lied	173
Weihnachtabend	174
Junge Liebe	178
Dämmerstunde	180
Frage	181
Rechenkunst	182
Was ist ein Kuß?	183
Zum Weihnachten	184
Junges Leid	185
Kluglein	185
Abschied	189
Alternell	190

Zueignung.

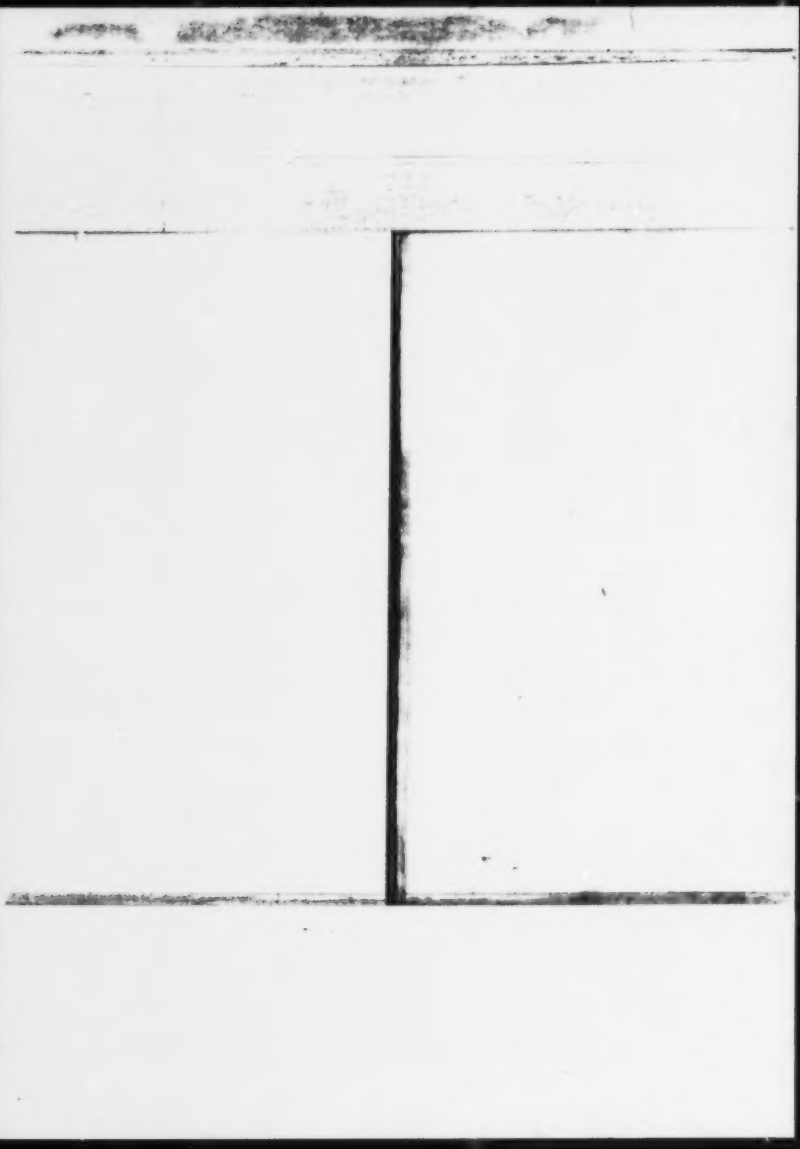
So komme, was da kommen mag!
So lang du lebest, ist es Tag.

Und gehst es in die Welt hinaus,
Wo du mir bist, bin ich zu Haus.

Ich seh dein liebes Angesicht,
Ich sehe die Schatten der Zukunft nicht.



Erstes Buch.



Octoberlied.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Und geht es draußen noch so toll,
Unchristlich oder christlich,
Ist doch die Welt, die schöne Welt,
So gänzlich unverwüstlich!

Und wimmert auch einmal das Herz, —
Stoß' an, und laß es klingen!
Wir wissen's doch, ein rechtes Herz
Ist gar nicht umzubringen.

Der Nebel steigt, es fällt das Laub;
Schenk' ein den Wein, den holden!
Wir wollen uns den grauen Tag
Vergolden, ja vergolden.

Wohl ist es Herbst; doch warte nur,
Doch warte nur ein Weilchen!
Der Frühling kommt, der Himmel lacht,
Es steht die Welt in Veilchen.

Die blauen Tage brechen an;
Und ehe sie verfließen,
Wir wollen sie, mein wackrer Freund,
Genießen, ja genießen!

Abseits.

Es ist so still; die Haide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle,
Ein rosenrother Schimmer fliegt
Um ihre alten Grabermale;
Die Kräuter blühn; der Haideduft
Steigt in die blaue Sommerluft.

Laufkäfer hasten durch's Gesträuch
In ihren goldnen Panzerröckchen,
Die Bienen hängen Zweig um Zweig
Sich an der Edelhaide Glöckchen;
Die Vögel schwirren aus dem Kraut —
Die Luft ist voller Lerchenlaut.

Ein halbverfallen Schindelhaus
Steht einsam hier und sonnbeschienen;
Der Käthner lehnt zur Thür hinaus,
Behaglich blinzelnd nach den Bienen;
Sein Junge auf dem Stein davor
Schnitzt Pfeifen sich aus Kälberrohr.

Kaum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfuhr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigerndten.
— Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Weihnachtslied.

Vom Himmel in die tiefſten Klüfte
Ein milder Stern hernieder lacht;
Ein weihrauchſüßes Harzgedüfte
Durchſchwimmet träumeriſch die Lüfte,
Und kerzenhelle wird die Nacht.

Mir iſt das Herz ſo froh erſchrocken,
Das iſt die liebe Weihnachtszeit!
Ich höre fernher Kirchenglocken
Mich lieblich heimathlich verlocken
In märchenſtille Herrlichkeit.

Ein frommer Zauber hält mich wieder,
Anbetend, ſtaunend muß ich ſtehn;
Es ſinkt auf meine Augenlider
Ein goldner Kindertraum hernieder,
Ich fühl's, ein Wunder iſt geſchehn.

Sommermittag.

Nun ist es still um Hof und Scheuer,
Und in der Mühle ruht der Stein;
Der Birnenbaum mit blanken Blättern
Steht regungslos im Sonnenschein.

Die Bienen summen so verschlafen;
Und in der offnen Bodenluck',
Benebelt von dem Duft des Heues,
Im grauen Röcklein nickt der Puck.

Der Müller schnarcht und das Gesinde,
Und nur die Tochter wacht im Haus;
Die lachet still, und zieht sich heimlich
Fursichtig die Pantoffeln aus.

Sie geht und weckt den Müllerburschen,
Der kaum den schweren Augen traut:
„Nun küsse mich, verliebter Junge;
Doch sauber, sauber! nicht zu laut."

Meeresstrand.

An's Haf nun fliegt die Möve,
Und Dämmrung bricht herein;
Ueber die feuchten Watten
Spiegelt der Abendschein.

Graues Geflügel huschet
Neben dem Wasser her;
Wie Träume liegen die Inseln
Im Nebel auf dem Meer.

Ich höre des gährenden Schlammes
Geheimnißvollen Ton,
Einsames Vogelrufen —
So war es immer schon.

Noch einmal schauert leise
Und schweiget dann der Wind;
Vernehmlich werden die Stimmen,
Die über der Tiefe sind.

Im Walde.

Hier an der Bergeshalde
Verſtummet ganz der Wind;
Die Zweige hängen nieder,
Darunter ſitzt das Kind.

Sie ſitzt in Thymiane,
Sie ſitzt in lauter Duft;
Die blauen Fliegen ſummen
Und blitzen durch die Luft.

Es ſieht der Wald ſo ſchweigend,
Sie ſchaut ſo klug darein;
Um ihre braunen Locken
Hinfließt der Sonnenſchein.

Der Kuckuck lacht von ferne,
Es geht mir durch den Sinn:
Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin.

Elisabeth.

Meine Mutter hat's gewollt,
Den Andern ich nehmen soll't;
Was ich zuvor besessen,
Mein Herz soll't es vergessen;
Das hat es nicht gewollt.

Meine Mutter klag' ich an,
Sie hat nicht wohlgethan;
Was sonst in Ehren stünde,
Nun ist es worden Sünde.
Was fang' ich an!

Für all' mei Stolz und Freud'
Gewonnen hab' ich Leid.
Ach, wär' das nicht geschehen,
Ach, könnt' ich betteln gehen
Ueber die braune Haid'!

Lied des Harfenmädchens.

Heute, nur heute
Bin ich so schön;
Morgen, ach morgen
Muß Alles vergehn!
Nur diese Stunde
Bist du noch mein;
Sterben, ach sterben
Soll ich allein.

Weiße Rosen.

1.

Du bissest die zarten Lippen wund,
Das Blut ist danach geflossen;
Du hast es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil einst mein Mund sie verschlossen.

Entfärben ließ'st du dein braunes Haar
In Sonnenbrand und Regen;
Du hast es gewollt, weil meine Hand
Liebkosend darauf gelegen.

Du stehst am Heerd in Flammen und Rauch,
Daß die feinen Hände dir sprangen;
Du hast es gewollt, ich weiß es wohl,
Weil mein Auge daran gehangen.

2.

Du gehſt an meiner Seite hin
Und achteſt meiner nicht;
Nun ſchmerzt mich deine weiße Hand,
Dein ſüßes Angeſicht.

O ſprich wie ſonſt ein liebes Wort,
Ein einzig Wort mir zu!
Die Wunden bluten heimlich fort,
Auch du haſt keine Ruh'.

Der Mund, der jetzt zu meiner Qual
Sich ſtumm vor mir verſchließt,
Ich hab' ihn ja ſo tauſend mal,
Viel tauſend mal geküßt.

Was einſt ſo überſelig war,
Bricht nun das Herz entzwei;
Das Aug', das meine Seele trank,
Sieht fremd an mir vorbei.

3.

So dunkel sind die Straßen,
So herbstlich geht der Wind;
Leb' wohl, meine weiße Rose,
Mein Herz, mein Weib, mein Kind!

So schweigend steht der Garten,
Ich wandre weit hinaus;
Er wird dir nicht verrathen,
Daß ich nimmer kehr' nach Haus.

Der Weg ist gar so einsam,
Es reist ja Niemand mit;
Die Wolken nur am Himmel
Halten gleichen Schritt.

Ich bin so müd' zum Sterben;
Drum blieb' ich gern zu Haus,
Und schliefe gern das Leben
Und Lust und Leiden aus.

Loose.

Der einſt er ſeine junge
Sonnige Liebe gebracht,
Die hat ihn gehen beißen,
Nicht weiter ſein gedacht.

Drauf hat er heimgeführet
Ein Mädchen ſtill und hold;
Die hat aus allen Menſchen
Nur einzig ihn gewollt.

Und ob ſein Herz in Liebe
Niemals für ſie gebebt,
Sie hat um ihn gelitten
Und nur für ihn gelebt.

Noch einmal!

Noch einmal fällt in meinen Schooß
Die rothe Rose Leidenschaft;
Noch einmal hab' ich schwärmerisch
In Mädchenaugen mich vergafft;
Noch einmal legt ein junges Herz
An meines seinen starken Schlag;
Noch einmal weht an meine Stirn'
Ein juniheißer Sommertag.

Die Stunde ſchlug.

Die Stunde ſchlug, und deine Hand
Liegt zitternd in der meinen;
An meine Lippen ſtreiften ſchon
Mit ſcheuem Druck die deinen;

Es zuckten aus dem vollen Kelch
Electriſch ſchon die Funken —
O faſſe Muth, und fliehe nicht,
Bevor wir ganz getrunken!

Die Lippen, die mich ſo berührt,
Sind nicht mehr deine eignen;
Sie können doch, ſo lang' du lebſt,
Die meinen nicht verleugnen.

Die Lippen, die ſich ſo berührt,
Sind rettungslos gefangen;
Spät oder früh, ſie müſſen doch
Sich tödtlich heimverlangen.

Abends.

Warum duften die Levkojen ſo viel ſchöner bei der Nacht?
Warum brennen deine Lippen ſo viel röther bei der Nacht?
Warum iſt in meinem Herzen ſo die Sehnſucht auferwacht,
Dieſe brennend rothen Lippen dir zu küſſen bei der Nacht?

Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt.

Wohl fühl' ich, wie das Leben rinnt,
Und daß ich endlich scheiden muß,
Daß endlich doch das letzte Lied
Und endlich kommt der letzte Kuß.

Noch häng' ich fest an deinem Mund'
In schmerzlich bangender Begier;
Du giebst der Jugend letzten Kuß,
Die letzte Rose giebst du mir.

Du schenkst aus jenem Zauberkelch
Den letzten goldnen Trunk mir ein;
Du bist aus jener Märchenwelt
Mein allerletzter Abendschein.

Am Himmel ſteht der letzte Stern,
O halte nicht dein Herz zurück;
Zu deinen Füßen ſink ich hin,
O fühl's, du biſt mein letztes Glück!

Laß einmal noch durch meine Bruſt
Des vollſten Lebens Schauer wehn,
Eh' ſeufzend in die große Nacht
Auch meine Sterne untergehn.

Hyazinthen.

Fern hallt Musik; doch hier ist stille Nacht,
Mit Schlummerduft anhauchen mich die Pflanzen;
Ich habe immer, immer dein gedacht,
Ich möchte schlafen; aber du mußt tanzen.

Es hört nicht auf, es rast' ohn' Unterlaß;
Die Kerzen brennen und die Geigen schreien,
Es theilen und es schließen sich die Reihen,
Und Alle glühen; aber du bist blaß.

Und du mußt tanzen; fremde Arme schmiegen
Sich an dein Herz; o leide nicht Gewalt!
Ich seh' dein weißes Kleid vorüberfliegen
Und deine leichte, zärtliche Gestalt. — —

Und süßer strömend quillt der Duft der Nacht
Und träumerischer aus dem Kelch der Pflanzen.
Ich habe immer, immer dein gedacht;
Ich möchte schlafen; aber du mußt tanzen.

Du willſt es nicht in Worten ſagen.

Du willſt es nicht in Worten ſagen;
Doch legſt du's brennend Mund auf Mund,
Und deiner Pulſe tiefes Schlagen
Thut liebliches Geheimniß kund.

Du fliehſt vor mir, du ſcheue Taube,
Und drückſt dich feſt an meine Bruſt;
Du biſt der Liebe ſchon zum Raube,
Und biſt dir kaum des Worts bewußt.

Du biegſt den ſchlanken Leib mir ferne,
Indeß dein rother Mund mich küßt;
Behalten möchteſt du dich gerne,
Da du doch ganz verloren biſt.

Du fühlſt, wir können nicht verzichten;
Warum zu geben ſcheuſt du noch?
Du mußt die ganze Schuld entrichten,
Du mußt, gewiß, du mußt es doch.

In Sehnen halb und halb in Bangen,
Am Ende rinnt die Schaale voll;
Die holde Schaam iſt nur empfangen,
Daß ſie in Liebe ſterben ſoll.

Dämmerſtunde.

Im Seſſel du, und ich zu deinen Füßen
Das Haupt zu dir gewendet, ſaßen wir;
Und ſanfter fühlten wir die Stunden fließen,
Und ſtiller ward es zwiſchen mir und dir;
Bis unſre Augen in einander ſanken
Und wir berauſcht der Seele Athmen tranken.

Frauenhand.

Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über deine Lippen gehen;
Doch, was ſo ſanft dein Mund verſchweigt,
Muß deine blaſſe Hand geſtehen.

Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in ſchlummerloſer Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.

Die Zeit iſt hin.

Die Zeit iſt hin; du löſ't dich unbewußt
Und leiſe mehr und mehr von meiner Bruſt;
Ich ſuche dich mit ſanftem Druck zu faſſen,
Doch fühl' ich wohl, ich muß dich gehen laſſen.

So laß mich denn, beyor du weit von mir
Im Leben gehſt, noch einmal danken dir;
Und magſt du nie, was rettungslos vergangen,
In ſchlummerloſen Nächten heim verlangen.

Hier ſteh' ich nun und ſchaue bang zurück;
Vorüber rinnt auch dieſer Augenblick,
Und wie viel Stunden dir und mir gegeben,
Wir werden keine mehr zuſammen leben.

Wohl rief ich sanft dich an mein Herz.

Wohl rief ich sanft dich an mein Herz,
Doch blieben meine Arme leer;
Der Stimme Zauber, der du sonst
Nie widerstandest, galt nicht mehr.

Was jetzt dein Leben füllen wird,
Wohin du gehst, wohin du irrst,
Ich weiß es nicht; ich weiß allein,
Daß du mir nie mehr lächeln wirst.

Doch kommt erst jene stille Zeit,
Wo uns das Leben läßt allein,
Dann wird, wie in der Jugend einst,
Nur meine Liebe bei dir sein.

Dann wird, was jetzt geschehen mag,
Wie Schatten dir vorübergehn,
Und nur die Zeit, die nun dahin,
Die uns gehörte, wird bestehn.

Und wenn dein letztes Kissen einst
Beglänzt ein Abendsonnenstrahl,
Es ist die Sonne jenes Tags,
Da ich dich küßte zum ersten Mal.

Du ſchläfſt.

Du ſchläfſt — So will ich leiſe flehen:
O ſchlafe ſanft! und leiſe will ich gehen,
Daß dich nicht ſtöre meiner Tritte Gang,
Daß du nicht höreſt meiner Stimme Klang.

Ein Grab ſchon weiſet manche Stelle,
Und manches liegt in Traum und Duft;
Nun ſprudle, friſche Lebensquelle,
Und rauſche über Grab und Kluft!

Schlimmes Lieben. *)

1.

Sie saßen sich genüber bang,
Und sahen sich an in Schmerzen;
O lägen sie in tiefster Gruft,
Und lägen Herz an Herzen! —

Sie sprach: „Daß wir beisammen sind,
Mein Bruder, will nicht taugen!"
Er sah ihr in die Augen tief:
„O süße Schwesteraugen!"

Sie faßte flehend seine Hand
Und rief: „O denk' der Sünde!"
Er sprach: „O süßes Schwesterblut,
Was läufst du so geschwinde!"

*) Veranlaßt durch die Vorlesung einer Ballade, welche dasselbe Verhältniß nach einer polnischen Chronikensage behandelt.

Er zog die ſchmalen Fingerlein
An ſeinen Mund zur Stelle;
Sie rief: „O hilf mir, Herre Chriſt,
Er zieht mich nach der Hölle!“

Der Bruder hielt ihr zu den Mund;
Er rief nach ſeinen Knappen.
Nun rüſteten ſie Reiſezeug,
Nun zäumten ſie die Rappen.

Er ſprach: „Daß ich dein Bruder ſei,
Nicht länger will ich's tragen;
Nicht länger will ich drum im Grab
Vater und Mutter verklagen.

Zu löſen vermag der Papſt Urban,
Er mag uns löſen und binden!
Und ſäß' er an Sanct-Peter's Hand,
Den Brautring muß ich finden.“

Er ritt dahin; die Thräne rann
Von ihrem Angeſichte;
Der Stuhl, wo er geſeſſen, ſtand
Im Abendſonnenlichte.

Sie ſtieg hinab durch Hof und Hall'
Zu der Kapelle Stufen:
„Weh' mir, ich hör' im Grabe tief
Vater und Mutter rufen!"

Sie ſtieg hinauf ins Kämmerlein;
Das ſtand in Dämmerniſſen.
Ach, nächtens ſchlug die Nachtigall;
Da ſaß ſie wach im Kiſſen.

Da fuhr ihr Herz dem Liebſten nach
Allüberall auf Erden;
Sie ſtreckte weit die Arme aus:
„Unſelig muß ich werden!"

2.

Schon war mit ſeinem Roſenkranz
Der Sommer fortgezogen;
Es hatte ſich die Nachtigall
In weiter Welt verflogen.

Im Erker ſaß ein blaſſes Weib
Und ſchaute auf die Flieſen;
So ſtille war's; kein Tritt erſcholl,
Kein Hornruf über die Wieſen.

Der Abendſchein alleine ging
Vergoldend durch die Halle;
Da öffneten die Thore ſich
Geräuſchlos, ohne Schalle.

Da ſtand an ſeiner Schwelle Rand
Ein Mann in Harm gebrochen;
Der ſah ſie todten Auges an,
Kein Wort hat er geſprochen.

Es lag auf ihren Lidern ſchwer,
Sie ſchlug ſie auf mit Müden;
Sie ſprang empor, ſie ſchrie ſo laut,
Wie noch kein Herz geſchrien.

Doch als er ſprach: „Es reicht kein Ring
Um Schweſter- und Bruderhände!“
Umſtürzte ſie den Marmortiſch,
Und ſchritt an Saales Ende.

Sie warf in ſeine Arme ſich;
Doch war ſie bleich zum Sterben.
Er ſprach: „So iſt die Stunde da,
Daß Beide wir verderben.“

Die Schweſter von dem Nacken ſein
Löſte die zarten Hände:
„Wir wollen zu Vater und Mutter gehn;
Da hat das Leid ein Ende.“

Mondlicht.

An ***

Wie liegt in Mondenlichte
Begraben nun die Welt;
Wie selig ist der Friede,
Der sie umfangen hält!

Die Winde müssen schweigen,
So sanft ist dieser Schein;
Sie säuseln nur und weben
Und schlafen endlich ein.

Und was in Tagesgluthen
Zur Blüthe nicht erwacht,
Es öffnet seine Kelche
Und duftet in die Nacht.

Wie bin ich solchen Friedens
Seit lange nicht gewohnt.
Sei du in meinem Leben
Der liebevolle Mond!

Lucie.

Ich ſeh' ſie noch, ihr Büchlein in der Hand,
Nach jener Bank dort an der Gartenwand
Vom Spiel der andern Kinder ſich entfernen;
Sie wußte wohl, es mühte ſie das Lernen.

Nicht war ſie klug, nicht ſchön; mir aber war
Ihr blaß Geſichtchen und ihr blondes Haar,
Mir war es lieb; aus der Erinnrung Düſter
Schaut es mich an; wir waren recht Geſchwiſter.

Ihr ſchmales Bettchen theilte ſie mit mir,
Und nächtens Wang' an Wange ſchliefen wir;
Das war ſo ſchön! Noch webt ein Kinderfrieden
Mich an aus jenen Zeiten, die geſchieden.

Ein Ende kam, — ein Tag, ſie wurde krank,
Und lag im Fieber viele Wochen lang;
Ein Morgen dann, wo ſanft die Winde gingen,
Da ging ſie heim; es blühten die Syringen.

Die Sonne ſchien; ich lief in's Feld hinaus
Und weinte laut; dann kam ich ſtill nach Haus.
Wohl zwanzig Jahr, und drüber ſind vergangen —
An wie viel Andrem hat mein Herz gehangen!

Was hab' ich heute denn nach dir gebangt?
Biſt du mir nah, und haſt nach mir verlangt?
Wüſſt du, wie einſt nach unſren Kinderſpielen
Mein Knabenhaupt an deinem Herzen fühlen?

Einer Todten.

1.

Du glaubteſt nicht an frohe Tage mehr,
Verjährtes Leid ließ nimmer dich geneſen;
Die Mutterfreude war für dich zu ſchwer,
Das Leben war dir gar zu hart geweſen. —

Er ſaß bei dir in letzter Liebespflicht;
Noch eine Nacht, noch eine war gegeben!
Auch die verrann; dann kam das Morgenlicht.
Mein guter Mann, wie gerne wollt' ich leben!

Er hörte ſtill die ſanften Worte an,
Wie ſie ſein Ohr in bangen Pauſen trafen:
„Sorg' für das Kind — ich ſterbe, ſüßer Mann."
Dann halbverſtändlich noch: „Nun will ich ſchlafen."

Und dann nichts mehr; — du wurdeſt nimmer wach,
Dein Auge brach, die Welt ward immer trüber;
Der Athem Gottes wehte durchs Gemach,
Dein Kind ſchrie auf, und dann warſt du hinüber.

Das aber kann ich nicht ertragen,
Daß ſo wie ſonſt die Sonne lacht;
Daß wie in deinen Lebenstagen
Die Uhren gehn, die Glocken ſchlagen,
Einförmig wechſeln Tag und Nacht;

Daß, wenn des Tages Lichter ſchwanden,
Wie ſonſt der Abend uns vereint;
Und daß, wo ſonſt dein Stuhl geſtanden,
Schon Andre ihre Plätze fanden,
Und nichts dich zu vermiſſen ſcheint;

Indessen von den Gitterstäben
Die Mondesstreifen schmal und karg
In deine Gruft hinunterweben,
Und mit gespenstisch trübem Leben
Hinwandeln über deinen Sarg.

Eine Fremde.

Sie ſaß in unſrem Mädchenkreiſe,
Ein Stern am Frauen-Firmament;
Sie ſprach in unſres Volkes Weiſe,
Nur leis mit klagendem Accent.
Du hörteſt niemals beim verlangen
Den ſtolzen Mund der ſchönen Frau;
Nur auf den ſüdlich blaſſen Wangen
Und über der gewölbten Brau
Lag noch Granadas Mondenſchimmer,
Den ſie vertauſcht um unſern Strand;
Und ihre Augen dachten immer
An ihr beglänztes Heimathland.

Ständchen.

Weiße Mondesnebel ſchwimmen
Auf den feuchten Wieſenplanen;
Hörſt du die Guitarre ſtimmen
In dem Schatten der Platanen?

Dreizehn Lieder ſollſt du hören,
Dreizehn Lieder friſch gedichtet;
Alle ſind, ich kann's beſchwören,
Alle nur an dich gerichtet.

An dem zarten ſchlanken Leibchen
Bis zur Stirne auf und nieder,
Jedes Fünkchen, jedes Stäubchen,
Alles preiſen meine Lieder.

Wahrlich Kind, ich hab' zu Zeiten
Uebermüthige Gedanken!
Unermüdlich sind die Saiten
Und der Mund ist ohne Schranken.

Vom geheimsten Druck der Hände
Bis zum nimmersatten Kussen;
Ja, ich selber weiß am Ende
Nicht, was du wirst hören müssen.

Laß dich warnen, laß mich schweigen,
Laß mich Lied um Liebe tauschen;
Denn die Blätter an den Zweigen
Wachen auf und wollen lauschen.

Weiße Mondesnebel schwimmen
Auf den feuchten Wiesenplanen;
Hörst du die Guitarre stimmen
In dem Schatten der Platanen?

Ehrfah.

Die Sonne ſcheint; laß ab von Liebeswerben!
Denn Liebe gleicht der ſcheueſten der Frauen;
Ihr eigen Antlitz ſchämt ſie ſich zu ſchauen,
Ein Räthſel will ſie bleiben, oder ſterben.
Doch wenn der Abend ſtill hernieder gleitet,
Dann naht das Reich der zärtlichen Gedanken;
Wenn Dämmrung ſüß verwirrend ſich verbreitet,
Und alle Formen in einander ſchwanken,
Dann irrt die Hand, dann irrt der Mund gar leicht,
Und halb gewagt wird Alles ganz erreicht.

Die Kleine.

Und plaudernd hing sie mir am Arm;
Sie halberschlossen nur dem Leben,
Ich zwar nicht alt, doch aber dort,
Wo uns verläßt die Jugend eben.

Wir wandelten hinauf, hinab
Im dämmergrünen Gang der Linden;
Sie sah mich froh und leuchtend an,
Sie wußte nicht, es könne zünden;

Ihr ahnte keine Möglichkeit,
Kein Wort von so verwegnen Dingen,
Wodurch es selbst die tiefste Kluft
Verlockend wird zu überspringen.

O süßes Nichtsthun.

O süßes Nichtsthun, an der Liebsten Seite
Zu ruhen auf des Bergs besonnter Kuppe;
Bald abwärts zu des Städtchens Häusergruppe
Den Blick zu senden, bald in ferne Weite!
O süßes Nichtsthun, lieblich so gebannt
Zu athmen in den neubefreiten Düften;
Sich locken lassen von den Frühlingslüften,
Hinab zu ziehn in das beglänzte Land;
Rückkehren dann aus aller Wunderferne
In deiner Augen heimathliche Sterne.

Gasel.

Du weißt es, wie mein ganzes Herz allein durch deine Milde lebt,
Du weißt es, wie mein ganzes Herz allein in deinem Bilde lebt;
Denn wie die Schönheit nimmer schön, die nicht der Seele Athem kennt,
Wie durch des Lichtes Kraft allein der Zauber der Gefilde lebt,
So ist das Leben nicht belebt, als durch der Liebe Sakrament;
Das fühlet, wer die Liebe fühlt, wer unter ihrem Schilde lebt.
Ich aber, der die liebste Frau sein unverlierbar Eigen nennt,
Ich fühle, wie die ganze Welt allein in ihrem Bilde lebt.

Wer je gelebt in Liebesarmen.

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt' er ſterben fern, allein,
Er fühlte noch die ſelge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode iſt ſie ſein.

Nun sei mir heimlich zart und lieb.

Nun sei mir heimlich zart und lieb;
Setz' deinen Fuß auf meinen nun!
Mir sagt es: ich verließ die Welt,
Um ganz allein auf dir zu ruhn;

Und dir: o ließe mich die Welt,
Und könnt' ich friedlich und allein,
Wie deines leichten Fußes jetzt,
So deines Lebens Träger sein!

Schließe mir die Augen beide.

Schließe mir die Augen beide
Mit den lieben Händen zu!
Geht doch Alles, was ich leide,
Unter deiner Hand zur Ruh'.
Und wie leiſe ſich der Schmerz
Well' um Welle ſchlafen leget,
Wie der letzte Schlag ſich reget,
Füllſt du mein ganzes Herz.

Kritik.

Hör' mir nicht auf solch' Geschwätze,
Liebes Herz, daß wir Poeten
Schon genug der Liebeslieder,
Ja, zu viel gedichtet hätten.

Ach, es sind so kläglich wenig,
Denn ich zählte sie im Stillen,
Kaum genug, dein Nadelbüchlein
Schicklich damit anzufüllen.

Lieder, die von Liebe reimen,
Kommen Tag für Tage wieder;
Doch wir zwei Verliebte sprechen:
Das sind keine Liebeslieder.

Sprich, biſt du ſtark?

Sprich, biſt du ſtark, wenn ſchon mein Leben brach,
Und nur nicht ſcheiden kann von deinen Blicken,
Das Auge, das von deiner Liebe ſprach,
Auf Nimmerwiederſehen zuzudrücken?

Und biſt du ſtark, was ſonſt das Herz verführt,
Wenn es ſich ſchmeichelnd, zwingend dargeboten,
Dir ſtets zu weigern feſt und unberührt,
Und jungfräulich zu hangen an dem Todten?

Und biſt du ſtark, daß durch den trüben Flor,
Daß durch die Einſamkeit mühſelger Jahre,
Wenn dein Gedächtniß ſchon mein Bild verlor,
Doch unſre Liebe noch dein Herz bewahre?

Morgens.

Nun gieb ein Morgenküßchen!
Du haſt genug der Ruh';
Und ſetz' dein zierlich Fußchen
Behende in den Schuh!

Nun ſchüttle von der Stirne
Der Träume blaſſe Spur!
Das goldene Geſtirne
Erleuchtet längſt die Flur.

Die Roſen in deinem Garten
Sprangen im Sonnenlicht;
Sie können kaum erwarten,
Daß deine Hand ſie bricht.

Zur Nacht.

Vorbei der Tag! Nun laß mich unverstellt
Genießen dieser Stunde vollen Frieden!
Nun sind wir unser; von der frechen Welt
Hat endlich uns die heilige Nacht geschieden.

Laß einmal noch, eh' sich dein Auge schließt,
Der Liebe Strahl sich rückhaltlos entzünden;
Noch einmal, eh' im Traum' sie sich vergißt,
Mich deiner Stimme lieben Laut empfinden!

Was giebt es mehr! Der stille Knabe winkt
Zu seinem Strande lockender und lieber;
Und wie die Brust dir athmend schwellt und sinkt,
Trägt uns des Schlummers Welle sanft hinüber.

Die Kinder.

1.

Abends.

Auf meinem Schooße ſitzet nun
Und ruht der kleine Mann;
Mich ſchauen aus der Dämmerung
Die zarten Augen an.

Er ſpielt nicht mehr, er iſt bei mir,
Will nirgend anders ſein;
Die kleine Seele tritt heraus
Und will zu mir herein.

2.

Mein Häwelmann, mein Burſche klein,
Du biſt des Hauſes Sonnenſchein;
Die Vögel ſingen, die Kinder lachen,
Wenn deine ſtrahlenden Augen wachen.

Im Herbſte.

Es rauſcht, die gelben Blätter fliegen,
Am Himmel ſteht ein falber Schein;
Du ſchauerſt leis, und drückſt dich feſter
In deines Mannes Arm hinein.

Was nun von Halm zu Halme wandelt,
Was nach den letzten Blumen greift,
Hat heimlich im Vorübergehen
Auch dein geliebtes Haupt geſtreift.

Doch reißen auch die zarten Fäden,
Die warme Nacht auf Wieſen ſpann —
Es iſt der Sommer nur, der ſcheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

Du legſt die Hand an meine Stirne,
Und ſchauſt mir prüfend in's Geſicht;
Aus deinen milden Frauenaugen
Bricht gar zu melancholiſch Licht.

Erloſch auch hier ein Duft, ein Schimmer,
Ein Räthſel, das dich einſt bewegt,
Daß du in meine Hand gefangen
Die freie Mädchenhand gelegt?

O ſchaudre nicht! Ob auch unmerklich
Der ſchönſte Sonnenſchein verrann —
Es iſt der Sommer nur, der ſcheidet;
Was geht denn uns der Sommer an!

Gode Nacht.

Över de ſtillen Straten
Geit klar de Klokkenſlag;
God' Nacht! Din Hart will ſlapen,
Un morgen is ok en Dag.

Din Kind liggt in de Wegen,
Un ik bün ok bi di;
Din Sorgen und din Leven
Is allens um un bi.

Noch eenmal lat uns ſpräken:
Goden Abend, gode Nacht!
De Maand ſchient op de Däken,
Uns' Herrgott hölt de Wacht.

O bleibe treu den Todten.

O bleibe treu den Todten,
Die lebend du betrübt;
O bleibe treu den Todten,
Die lebend dich geliebt!

Sie ſtarben, doch ſie blieben
Auf Erden weſenlos,
Bis allen ihren Lieben
Der Tod die Augen ſchloß.

Indeſſen du dich herzlich
In Lebensluſt verſenkſt,
Wie ſehnen ſie ſich ſchmerzlich,
Daß ihrer du gedenkſt!

Und war es auch ein großer Schmerz.

Und war es auch ein großer Schmerz,
Und wär's vielleicht gar eine Sünde,
Wenn es noch einmal vor dir stünde,
Du thät'st es noch einmal, mein Herz.

Zwiſchenreich.

Meine ausgelaßne Kleine,
Ach, ich kenne ſie nicht mehr;
Nur mit Tanten und Paſtoren
Hat das liebe Herz Verkehr.

Jene ſüße Himmelsdemuth,
Die der Sünder Hoffart ſchilt,
Hat das ganze Schelmenantlitz
Wie mit grauem Flor verhüllt.

Ja, die brennend rothen Lippen
Predigen Entſagung euch;
Dieſe gar zu ſchwarzen Augen
Schmachten nach dem Himmelreich.

Auf die Titianſche Venus
Iſt ein Heilgenbild gemalt;
Ach, ich kenne ſie nicht wieder,
Die ſo ſchön mit uns gedahlt.

Nirgends mehr für blaue Märchen
Iſt ein einzig' Plätzchen leer;
Nur Tractätlein und Asceten
Liegen haufenweis umher.

Wahrlich, zum Verzweifeln wär' es —
Aber, Schatz, wir wiſſen ſchon,
Deinen ganzen Götzenplunder
Wirft ein einzger Mann vom Thron.

Vom Staatskalender.

1.

Die Tochter ſpricht:

„Ach, die kleine Kaufmannstochter,
Wie das Ding ſich immer putzt!
Fehlt nur, daß mit unſer Einem
Sie ſich noch vertraulich duzt.

Setzt ſich, wo wir auch erſcheinen,
Wie von ſelber nebenbei;
Präſidentens könnten meinen,
Daß es heiße Freundſchaft ſei.

Und es will ſich doch nicht ſchicken,
Daß man ſo mit Jeder geht,
Seit Papa im Staatskalender
In der dritten Claſſe ſteht.

Hat Mama doch auch den Dienſten
Anbefohlen klar und hell,
Fräulein hießen wir jetzunder,
Fräulein, und nicht mehr Mamſell.

Ach, ein kleines Bischen adlich,
So ein Bischen — glaub', wir ſind's!
Morgen in der goldnen Kutſche
Holt uns ein verwünſchter Prinz!"

2.

Ein Golem.

Ihr ſagt, es ſei ein Kämmerer,
Ein ſchöner Staatskalenderer;
Doch ſieht denn nicht ein Jeder,
Daß er genäht aus Leder?

Kommt nur der rechte Regentropf,
Und wäſcht die Nummer ihm vom Kopf,
So ruft gewiß ein Jeder:
Herr Gott, ein Kerl von Leder!

Gesegnete Mahlzeit.

Sie haben wundervoll dinirt;
Warm und behaglich rollt ihr Blut,
Voll Menschenliebe ist ihr Herz,
Sie sind der ganzen Welt so gut.

Sie schütteln zärtlich sich die Hand,
Umwandelnd den geleerten Tisch,
Und wünschen, daß gesegnet sei
Der Wein, der Braten und der Fisch.

Die Geistlichkeit, die Weltlichkeit,
Wie sie so ganz verstehen sich!
Ich glaube, Gott verzeihe mir,
Sie lieben sich herzinniglich.

Von Katzen.

Vergangnen Maitag brachte meine Katze
Zur Welt ſechs allerliebſte kleine Kätzchen,
Mätzchen, alle weiß mit ſchwarzen Schwänzchen.
Furwahr, es war ein zierlich Wochenbettchen!
Die Köchin aber — Köchinnen ſind grauſam,
Und Menſchlichkeit wächſt nicht in einer Küche —
Die wollte von den Sechſen fünf ertränken,
Fünf weiße, ſchwarzgeſchwänzte Mienkätzchen
Ermorden wollte dies verruchte Weib.
Ich half ihr heim! — der Himmel ſegne
Mir meine Menſchlichkeit! Die lieben Kätzchen,
Sie wuchſen auf und ſchritten binnen Kurzem
Erhobenen Schwanzes über Hof und Heerd;
Ja, wie die Köchin auch ingrimmig drein ſah,
Sie wuchſen auf, und Nachts vor ihrem Fenſter
Probirten ſie die allerliebſten Stimmchen.

Ich aber, wie ich sie so wachsen sahe,
Ich pries mich selbst und meine Menschlichkeit. —
Ein Jahr ist um, und Katzen sind die Kätzchen,
Und Maitag ist's! — Wie soll ich es beschreiben,
Das Schauspiel, das sich jetzt vor mir entfaltet!
Mein ganzes Haus, vom Keller bis zum Giebel,
Ein jeder Winkel ist ein Wochenbettchen! —
Hier liegt das eine, dort das andre Kätzchen,
In Schränken, Körben, unter Tisch und Treppen,
Die Alte gar — nein, es ist unaussprechlich,
Liegt in der Köchin jungfräulichem Bette!
Und jede, jede von den sieben Katzen
Hat sieben, denkt euch! sieben junge Kätzchen,
Maikätzchen, alle weiß mit schwarzen Schwänzchen.
Die Köchin rast, ich kann der blinden Wuth
Nicht Schranken setzen dieses Frauenzimmers;
Ersäufen will sie alle Neun und vierzig!
Mir selber, ach, mir läuft der Kopf davon —
O Menschlichkeit, wie soll ich dich bewahren!
Was fang' ich an mit sechs und funfzig Katzen! —

Stoßseufzer.

Am Weihnachtssonntag kam er zu mir,
In Jack' und Schurzfell und roch nach Bier,
Und sprach zwei Stunden zu meiner Qual
Von Zinsen und von Capital;
Ein Kerl, vor dem mich Gott bewahr'!
Hat keinen Festtag im ganzen Jahr.

In der Frühe.

Goldstrahlen schießen über's Dach,
Die Hähne krähn den Morgen wach;
Nun einer hier, nun einer dort,
So kräht es nun von Ort zu Ort.
Und in der Ferne stirbt der Klang —
Ich höre nichts, ich horche lang'.
Ihr wackern Hähne, krähet doch!
Sie schlafen immer, immer noch.

Aus der Marsch.

Der Ochse frißt das feine Gras,
Und läßt die groben Halme stehen;
Der Bauer schreitet hinterdrein
Und fängt bedächtig an zu mähen.

Und auf dem Stall zur Winterzeit,
Wie wacker steht der Ochs zu kauen!
Was er als grünes Gras verschmäht,
Das muß er nun als Heu verdauen.

Am Aktentisch.

Da hab' ich den ganzen Tag decretirt;
Und es hätte mich fast wie so Manchen verführt,
Ich spührte das kleine dumme Vergnügen,
Was abzumachen, was fertig zu kriegen.

Sturmnacht.

Im Hinterhaus im Fliesensaal
Ueber Urgroßmutters Tisch und Bänke,
Ueber die alten Schatullen und Schränke
Wandelt der zitternde Mondenstrahl.
Vom Wald kommt der Wind
Und fährt an die Scheiben;
Und geschwind, geschwind
Schwatzt er ein Wort,
Und dann wieder fort
Zum Wald über Fohren und Eiben.
Da wird auch das alte verzauberte Holz
Da drinnen lebendig;
Wie sonst im Walde will es stolz
Die Kronen schütteln unbändig,

Mit den Aesten greifen hinaus in die Nacht,
Mit dem Sturm sich schaukeln in brausender Jagd,
Mit den Blättern im Uebermuth rauschen;
Beim Tanz im Flug
Durch Wolkenzug
Mit dem Mondlicht silberne Blicke tauschen.
Da müht sich der Lehnstuhl die Arme zu recken,
Den Roccocofuß will das Kanapee strecken,
In der Kommode die Schubfächer drängen
Und wollen die rostigen Schlösser sprengen;
Der Eichschrank unter dem kleinen Troß
Steht da, ein finsterer Koloß.
Traumhaft regt er die Klauen an,
Ihm zuckt's in der verlornen Krone;
Doch bricht er nicht den schweren Bann,
Und draußen pfeift ihm der Wind zum Hohne,
Und fährt an die Läden und rüttelt mit Macht,
Bläst durch die Ritzen, grunzt und lacht,
Schmeißt die Fledermäuse, die kleinen Gespenster
Klitschend gegen die rasselnden Fenster.
Die glupen dumm neugierig hinein —
Da drinn' steht voll der Mondenschein.
Aber droben im Haus
Im behaglichen Zimmer

Beim Sturmgebraus
Saßen und ſchwatzten die Alten noch immer,
Nicht hörend, wie drunten die Saalthür ſprang,
Und ein Klang war erwacht
Aus der lautloſen Nacht,
Der ſchollernd drang
Ueber Trepp' und Gang,
Daß dran in der Kammer die Kinder mit Schrecken
Auffuhren und ſchlüpften unter die Decken.

Waldweg.

Fragment.

Durch einen Nachbarsgarten ging der Weg,
Wo blaue Schleh'n im tiefen Grase standen;
Dann durch die Hecke über schmalen Steg
Auf eine Wiese, die an allen Randen
Ein hoher Zaun vielfarbgen Laub's umzog;
Buschreichen unter wilden Rosenbüschen,
Um die sich frei die Geißblattranke bog,
Brombeergewirr und Hulsendorn dazwischen;
Vorbei an Farrenkräutern wob der Teppich
Entlang des Walles seinen dunklen Teppich.
Und vorwärts schreitend störte bald mein Tritt
Die Biene auf, die um die Distel schwärmte,

Bald hörte ich, wie durch die Gräser glitt
Die Schlange, die am Sonnenstrahl sich wärmte.
Sonst war es kirchenstill in alle Weite,
Kein Vogel hörbar; nur an meiner Seite
Sprang schnaufend ab und zu des Oheims Hund;
Denn nicht allein wär' ich um solche Zeit
Gegangen zum entlegnen Waldesgrund;
Mir graute vor der Mittagseinsamkeit. —
Heiß war die Luft, und alle Winde schliefen;
Und vor mir lag ein sonnig offner Raum,
Wo quer hindurch schutzlos die Steige liefen.
Wohl hatt' ich's sauer und ertrug es kaum;
Doch rascher schreitend überwand ich's bald.
Dann war ein Bach, ein Wall zu überspringen,
Dann noch ein Steg, und vor mir lag der Wald,
In dem schon herbstlich roth die Blätter hingen.
Und drüber her, hoch in der blauen Luft,
Stand beutesuchtig ein gewaltiger Weih',
Die Flügel schlagend durch den Sonnenduft;
Tief aus der Holzung scholl des Hähers Schrei.
Herbstblätterduft und Tannenharzgeruch
Quoll mir entgegen schon auf meinem Wege,
Und dort im Walde schimmerte der Bruch,
Durch den ich meinen Pfad nahm in's Gehege.

Schon streckten dort gleich Säulen der Kapelle
An's Laubgewölb' die Tannenstämme sich;
Dann war's erreicht, und wie an Kirchenschwelle
Umschauerte die Schattenkühle mich.

Eine Frühlingsnacht.

Im Zimmer drinnen ist's so schwül;
Der Kranke liegt auf dem heißen Pfühl.

Im Fieber hat er die Nacht verbracht;
Sein Herz ist müde, sein Auge verwacht.

Er lauscht auf der Stunden rinnenden Sand;
Er hält die Uhr in der weißen Hand.

Er zählt die Schläge, die sie pickt,
Er forschet, wie der Weiser rückt;

Es fragt ihn, ob er noch leb' vielleicht,
Wenn der Weiser die schwarze Drei erreicht.

Die Wartfrau sitzt geduldig dabei,
Harrend bis Alles vorüber sei. —

Schon auf dem Herzen drückt ihn der Tod —
Und draußen dämmert das Morgenroth;

An die Fenster klettert der Frühlingstag,
Mädchen und Vögel werden wach.

Die Erde lacht in Liebesschein,
Pfingstglocken läuten das Brautfest ein;

Singende Bursche ziehn über's Feld
Hinein in die blühende, klingende Welt. —

Und immer stiller wird es drin;
Die Alte tritt zum Kranken hin.

Der hat die Hände gefaltet dicht;
Sie zieht ihm das Laken über's Gesicht.

Dann geht sie fort. Stumm wird's und leer;
Und drinnen wacht kein Auge mehr.

März.

Und aus der Erde ſchauet nur
Alleine noch Schneeglöckchen;
So kalt, ſo kalt iſt noch die Flur,
Es friert im weißen Röckchen.

Mai.

1.

Die Kinder ſchreien Vivat hoch!
In die blaue Luft hinein;
Den Frühling ſetzen ſie auf den Thron,
Der ſoll ihr König ſein.

2.

Das iſt die Droſſel, die da ſchlägt,
Der Frühling, der mein Herz bewegt;
Ich fühle, die ſich hold bezeigen,
Die Geiſter aus der Erde ſteigen.
Das Leben fließet wie ein Traum —
Mir iſt wie Blume, Blatt und Baum.

Herbst.

1.

Schon in's Land der Pyramiden
Flohn die Störche über's Meer;
Schwalbenflug ist längst geschieden,
Auch die Lerche singt nicht mehr.

Seufzend in geheimer Klage
Streift der Wind das letzte Grün;
Und die süßen Sommertage
Ach sie sind dahin, dahin!

Nebel hat den Wald verschlungen,
Der dein stillstes Glück gesehn;
Ganz in Duft und Dämmerungen
Will die schöne Welt vergehn.

Nur noch einmal bricht die Sonne
Unaufhaltsam durch den Duft,
Und ein Strahl der alten Wonne
Rieselt über Thal und Kluft.

Und es leuchten Wald und Haide,
Daß man sicher glauben mag,
Hinter allem Winterleide
Lieg' ein ferner Frühlingstag.

2.

Die Sense rauscht, die Aehre fällt,
Die Thiere räumen scheu das Feld,
Der Mensch begehrt die ganze Welt.

3.

Und ſind die Blumen abgeblüht,
So brecht der Aepfel goldne Bälle;
Hin iſt die Zeit der Schwärmerei,
So ſchätzt nun endlich das Reelle!

4.

Es rauſchen die Bäume
So winterlich ſchon;
Es fliegen die Träume
Der Liebe davon.

5.

Im Winde wehn die Lindenzweige,
Von rothen Knospen überſäumt;
Die Wiegen ſind's, worin der Frühling
Die ſchlimme Winterzeit verträumt.

Hinter den Tannen.

Sonnenschein auf grünem Rasen,
Krokus drinnen blau und blaß;
Und zwei Mädchenhände tauchen
Blumen pflückend in das Gras.

Und ein Junge kniet daneben,
Gar ein übermüthig Blut,
Und sie schaun sich an und lachen —
O wie kenn' ich sie so gut!

Hinter jenen Tannen war es,
Jene Wiese schließt es ein,
Schöne Zeit der Blumensträuße,
Stiller Sommersonnenschein!

Vor Tag.

1.

Wir harren nicht mehr ahnungsvoll
Wie ſonſt auf blaue Märchenwunder;
Wie ſich das Buch entwickeln ſoll,
Wir wiſſen's ganz genau jetzunder.

Wir blätterten ſchon hin und her,
— Denn ruchlos wurden unſre Hände —
Und auf der letzten Seite ſahn
Wir ſchon das ſchlimme Wörtlein Ende.

2.

Und geht es noch ſo rüſtig
Hin über Stein und Steg,
Es iſt eine Stelle im Wege,
Du kommſt darüber nicht weg.

3.

Schlug erst die Stunde, wo auf Erden
Dein holdes Bildniß sich verlor,
Dann wirst du niemals wieder werden,
Sowie du niemals warst zuvor.

4.

Da diese Augen nun in Staub vergehen,
So weiß ich nicht, wie wir uns wiedersehen.

Regen

Und webte auch auf jenen Matten
Noch jene Mondesmärchenpracht,
Und stünd' sie noch in Waldesschatten
Inmitten jener Sommernacht;
Und fänd' ich selber wie im Traume
Den Weg zurück durch Moor und Feld,
Sie schritte doch von Waldessaume
Niemals hinunter in die Welt.

Ein grünes Blatt.

Ein Blatt aus sommerlichen Tagen,
Ich nahm es so im Wandern mit,
Auf daß es einst mir möge sagen,
Wie laut die Nachtigall geschlagen,
Wie grün der Wald, den ich durchschritt.

Zur Taufe.

Ein Gutachten.

Bedenk' es wohl, eh' du sie taufst!
Bedeutsam sind die Namen;
Und fasse mir dein liebes Bild
Nun in den rechten Rahmen.
Denn ob der Nam' den Menschen macht,
Ob sich der Mensch den Namen,
Das ist, weßhalb mir oft, mein Freund,
Bescheidene Zweifel kamen;
Eins aber weiß ich ganz gewiß,
Bedeutsam sind die Namen!
So schickt für Mädchen Lisbeth sich,
Elisabeth für Damen;
Auch fing sich oft ein Freier schon,
Dem Fischlein gleich am Hamen,
An einem ambraduftigem,
Klanghaftem Mädchennamen.

Morgane.

An regentrüben Sommertagen,
Wenn Luft und Fluth zuſammenragen
Und ohne Regung ſchläft die See,
Dann ſteht an unſerm grauen Strande
Das Wunder aus dem Morgenlande,
Morgane, die berufne Fee.

Argliſtig bald und bald von Sinne,
Verſchmachtend nach dem Kelch der Minne,
Der ſtets an ihrem Mund verſiegt,
Umgaukelt ſie des Wandrers Pfade,
Und lockt ihn an ein Scheingeſtade,
Das in des Todes Reichen liegt.

Von ihrem Zauberspiel geblendet
Ruht manches Haupt in Nacht gewendet
Begraben in der Wüste Schlucht;
Denn ihre Liebe ist Verderben,
Ihr Hauch ist Gift, ihr Kuß ist Sterben,
Die schönen Augen sind verflucht.

So steht sie jetzt im hohen Norden
An unsres Meeres dunklen Borden,
So schreibt sie fingernd in den Dunst;
Und quellend aus den luftgen Spuren
Erstehn in dämmernden Conturen
Die Bilder ihrer argen Kunst.

Doch hebt sich nicht wie dort im Süden
Auf rosigen Karyatiden
Ein Wundermärchenschloß in's Blau;
Nur eines Haubergs graues Bildniß
Schwimmt einsam in der Nebelwildniß,
Und keinen lockt der Herrenbau.

Bald wechselt sie die dunkle Küste
Mit Libyens sonnengelber Wüste
Und mit der Tropenwälder Duft;
Dann bläst sie lachend durch die Hände,
Dann schwankt das Haus, und Fach und Wände
Verrinnen quirlend in die Luft.

Ostern.

Es war daheim auf unsrem Meeresdeich;
Ich ließ den Blick am Horizonte gleiten,
Zu mir herüber scholl verheißungsreich
Mit vollem Klang das Osterglockenläuten.

Wie brennend Silber funkelte das Meer,
Die Inseln schwammen auf dem hohen Spiegel,
Die Möven schossen blendend hin und her,
Eintauchend in die Fluth die weißen Flügel.

Im tiefen Kooge bis zum Deichesrand
War sammetgrün die Wiese aufgegangen;
Der Frühling zog prophetisch über Land,
Die Lerchen jauchzten und die Knospen sprangen. —

Entfesselt ist die urgewaltge Kraft,
Die Erde quillt, die jungen Säfte tropfen,
Und Alles treibt, und Alles webt und schafft,
Des Lebens vollste Pulse hör' ich klopfen.

Der Fluth entsteigt der frische Meeresduft,
Vom Himmel strömt die goldne Sonnenfülle;
Der Frühlingswind geht klingend durch die Luft
Und sprengt im Flug des Schlummers letzte Hülle.

O wehe fort, bis jede Knospe bricht,
Daß endlich uns ein ganzer Sommer werde;
Entfalte dich, du gottgebornes Licht,
Und wanke nicht, du feste Heimatherde! —

Hier ſtand ich oft, wenn in Novembernacht
Aufgohr das Meer zu giſchtbeſtäubten Hügeln,
Wenn in den Lüften war der Sturm erwacht,
Die Deiche peitſchend mit den Geierflügeln.

Und jauchzend ließ ich an der feſten Wehr
Den Wellenſchlag die grimmen Zähne reiben;
Denn machtlos, ziſchend ſchoß zurück das Meer —
Das Land iſt unſer, unſer ſoll es bleiben!

Nach Reisegesprächen.

Vorwärts lieber laß uns schreiten
Durch die deutschen Nebelschichten,
Als auf alten Träumen reiten
Und auf römischen Berichten!
Denn mir ist, als säh' ich endlich
Unter uns ein Bild entfalten;
Dunkel erst, doch bald verständlich
Sich erheben die Gestalten;
Hauf' an Haufen im Getümmel,
Nun zerrissen, nun zusammen;
An dem grau verhangnen Himmel
Zuckt es wie von tausend Flammen.
Hört ihr, wie die Büchsen knallen?
Wuthgeschrei durchsegt die Lüfte;
Und die weißen Nebel wallen,
Und die Brüder stehn und fallen —
Hoher Tag und tiefe Grüfte!

Im Herbste 1850.

Und schauen auch von Thurm und Thore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die Trikolore
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab;

Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Heerd und Heimath bettelnd gehn, —
Wir wollen's nicht zu laut beklagen;
Mag, was da muß, mit uns geschehn!

Und wenn wir hülflos verderben,
Wo Keiner unsre Schmerzen kennt,
Wir lassen unsern spätsten Erben
Ein treu besiegelt Testament.

Denn kommen wird das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt.

Ein Wehe nur und eine Schande
Wird bleiben, wenn die Nacht verschwand:
Daß in dem eignen Heimathlande
Der Feind die Bundeshelfer fand;

Daß uns von unsern eignen Brüdern
Der bittre Stoß zum Herzen drang,
Die einst mit deutschen Wiegenliedern
Die Mutter in den Schlummer sang;

Die einst von deutscher Frauen Munde
Der Liebe holden Laut getauscht,
Die in des Vaters Sterbestunde
Mit Schmerz auf deutsches Wort gelauscht.

Nicht Viele ſind's, und leicht zu kennen —
O haltet ein! Ihr dürft ſie nicht
In Mitleid, noch im Zorne nennen,
Nicht in Geſchichte, noch Gedicht.

Laßt ſie, wenn frei die Herzen klopfen,
Vergeſſen und verſchollen ſein,
Und miſchet nicht die Wermuthstropfen
In den bekränzten deutſchen Wein.

Gräber an der Küste.

Herbst 1850.

Mit Kränzen haben wir das Grab geschmückt,
Die stille Wiege unsrer jungen Todten.
Den grünsten Epheu haben wir gepflückt,
Die spätsten Astern, die das Jahr geboten.

Hier ruhn sie waffenlos in ihrer Gruft,
Die man hinaustrug aus dem Pulverdampfe;
Vom Strand herüber weht der Meeresduft,
Die Schläfer kühlend nach dem heißen Kampfe.

Es steigt die Fluth; vom Ring des Deiches her
Im Abendschein entbrennt der Wasserspiegel;
Ihr schlafet schön! Das heimathliche Meer
Wirft seinen Glanz auf euren dunklen Hügel.

Und riſſen ſie die Farben auch herab,
Für die ſo jung ihr ginget zu den Bleichen,
O ſchlafet ruhig! Denn von Grab zu Grab
Wehn um euch her der Feinde Wappenzeichen.

Nicht euch zum Ruhme ſind ſie aufgeſteckt;
Doch künden ſie, daß eure Kugeln trafen,
Daß, als ihr euch zur ewgen Ruh geſtreckt,
Den Feind ihr zwanget neben euch zu ſchlafen.

Ihr aber, denen ohne Trommelſchlag
Durch Feindeshand bereitet ward der Raſen,
Hört dieſes Lied! und harret auf den Tag,
Daß unſre Reiter hier Reveille blaſen! —

Doch ſollte dieſer heiße Lebensſtreit
Verloren gehn wie euer Blut im Sande,
Und nur im Reiche der Vergangenheit
Der Name leben dieſer ſchönen Lande;

In diesem Grabe, wenn das Schwerdt zerbricht,
Liegt deutsche Ehre fleckenlos gebettet!
Beschützen konntet ihr die Heimath nicht;
Doch habt ihr sterbend sie vor Schmach gerettet.

Nun ruht ihr, wie im Mutterschooß das Kind,
Und schlafet aus auf heimathlichem Kissen;
Wir Andern aber, die wir übrig sind,
Wo werden wir vor Kummer sterben müssen!

Schon hatten wir zu festlichem Empfang
Mit Kränzen in der Hand das Haus verlassen.
Wir standen harrend ganze Nächte lang;
Doch nur die Todten zogen durch die Gassen. —

So nehmet denn, ihr Schläfer dieser Gruft,
Die spätsten Blumen, die das Jahr geboten!
Schon fällt das Laub im letzten Sonnenduft; —
Auch dieses Sommers Kranz gehört den Todten.

Im Zeichen des Todes.

Noch war die Jugend mein, die ſchöne, ganze,
Ein Morgen nur, ein Geſtern gab es nicht;
Da ſah der Tod im helliſten Sonnenglanze,
Mein Haar berührend, mir in's Angeſicht.

Die Welt erloſch, der Himmel brannte trübe;
Ich ſprang empor entſetzt und ungeſtüm.
Doch er verſchwand. Die Ewigkeit der Liebe
Lag vor mir noch, und trennte mich von ihm.

Und heute nun — im sonnigen Gemache
Zur Rechten und zur Linken schlief mein Kind;
Des zarten Athems lauschend hielt ich Wache,
Und an den Fenstern ging der Sommerwind.

Da sanken Nebelschleier dicht und dichter
Auf mich herab; kaum schienen noch hervor
Der Kinder schlummerselige Gesichter,
Und nicht mehr drang ihr Athem an mein Ohr.

Ich wollte rufen; doch die Stimme leuchte,
Bis hell die Angst aus meinem Herzen schrie.
Vergebens doch; kein Schrei der Angst erreichte,
Kein Laut der Liebe mehr erreichte sie.

In grauer Finsterniß stand ich verlassen,
Bewegungslos und schauernden Gebeins;
Ich fühlte kalt mein schlagend Herz erfassen,
Und ein entsetzlich Auge sank in meins.

Ich floh nicht mehr; ich fesselte das Grauen,
Und faßte mühsam meines Auges Kraft;
Dann überkam vorahnend mich Vertrauen
Zu dem, der meine Sinne hielt in Haft.

Und als ich fest den Blick zurückgegeben,
Lag plötzlich tief zu Füßen mir die Welt;
Ich sah mich hoch und frei ob allem Leben
An deiner Hand, furchtbarer Fürst, gestellt.

Den Dampf der Erde sah empor ich streben,
Und ballen sich zu Mensch- und Thiergestalt;
Sah es sich schütteln, tasten, sah es leben,
Und taumeln dann, und schwinden alsobald.

Im fahlen Schein im Abgrund sah ich's liegen,
Und sah sich's regen in der Städte Rauch;
Ich sah es wimmeln, hasten, sich bekriegen,
Und sah mich selbst bei den Gestalten auch.

Und niederschauend von des Todes Warte
Kam mir der Drang, das Leben zu bestehn,
Die Lust, dem Feind, der unten meiner harrte,
Mit vollem Aug' in's Angesicht zu sehn.

Und kühlen Hauches durch die Adern rinnen
Fühlt' ich die Kraft, entgegen Lust und Schmerz
Vom Leben fest mich selber zu gewinnen,
Wenn Andres nicht, so doch ein ganzes Herz. —

Da fühlt' ich mich im Sonnenlicht erwachen;
Es dämmerte, verschwebte und zerrann;
In meine Ohren klang der Kinder Lachen,
Und frische, blaue Augen sahn mich an.

O schöne Welt! So sei in ernstem Zeichen
Begonnen denn der neue Lebenstag!
Es wird die Stirn nicht allzusehr erbleichen,
Auf der, o Tod, dein dunkles Auge lag.

Ich fühle tief, du gönneteſt nicht Allen
Dein Angeſicht; ſie ſchauen dich ja nur,
Wenn ſie dir taumelnd in die Arme fallen,
Ihr Loos erfüllend gleich der Creatur.

Mich aber laß unirren Augs erblicken,
Wie ſie, von keiner Ahnung angeweht,
Brutalen Sinns ihr nichtig Werk beſchicken,
Unkundig deiner ſtillen Majeſtät.

Weihnachtabend.

1852.

Die fremde Stadt durchschritt ich sorgenvoll
Der Kinder denkend, die ich ließ zu Haus.
Weihnachten war's; durch alle Gassen scholl
Der Kinderjubel und des Markts Gebraus.

Und wie der Menschenstrom mich fortgespühlt,
Drang mir ein heiser Stimmlein in das Ohr:
„Kauft, lieber Herr!". Ein mages Händchen hielt
Feilbietend mir ein ärmlich Spielzeug vor.

Ich schrack empor; und beim Laternenschein
Sah ich ein bleiches Kinderangesicht;
Weß Alters und Geschlechts es mochte sein,
Erkannt' ich im Vorübertreiben nicht.

Nur von dem Treppenſtein, darauf es ſaß,
Noch immer hört' ich, muhſam wie es ſchien:
„Kauft, lieber Herr!" den Ruf ohn' Unterlaß;
Doch hat wohl Keiner ihm Gehör verliehn.

Und ich? War's Ungeſchick, war es die Schaam,
Am Weg zu handeln mit dem Bettelkind?
Eh' meine Hand zu meiner Börſe kam,
Verſcholl das Stimmlein hinter mir im Wind.

Doch als ich endlich war mit mir allein,
Erfaßte mich die Angſt im Herzen ſo,
Als ſäß mein eigen Kind auf jenem Stein,
Und ſchrie' nach Brod, indeſſen ich entfloh.

Abschied.

1853.

Kein Wort, auch nicht das kleinste, kann ich sagen,
Wozu das Herz den vollen Schlag verwehrt;
Die Stunde drängt, gerüstet steht der Wagen,
Es ist die Fahrt der Heimath abgekehrt.

Geht immerhin — denn eure That ist euer —
Und widerruft, was einst das Herz gebot;
Und kauft, wenn dieser Preis euch nicht zu theuer,
Dafür euch in der Heimath euer Brod!

Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,
In Schmerz verstummte Klagen mißverstehn;
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,
Wie tief sie jetzt in Unkraut auch vergehn. —

Du, deren zarte Augen mich befragen, —
Der dich mir gab, gesegnet sei der Tag!
Laß nur dein Herz an meinem Herzen schlagen,
Und zage nicht! Es ist derselbe Schlag.

Es strömt die Luft — die Knaben stehn und lauschen,
Vom Strand herüber dringt ein Möwenschrei;
Das ist die Fluth! Das ist des Meeres Rauschen!
Ihr kennt es wohl; wir waren oft dabei.

Von meinem Arm in dieser letzten Stunde
Blickt einmal noch in's weite Land hinaus,
Und merkt es wohl, es steht auf diesem Grunde,
Wo wir auch weilen, unser Vaterhaus.

Wir scheiden jetzt, bis dieser Zeit Beschwerde
Ein andrer Tag, ein besserer, gesühnt;
Denn Raum ist auf der heimatlichen Erde
Für Fremde nur und was den Fremden dient.

Doch ist's das flehendste von den Gebeten,
Ihr mögt dereinst, wenn mir es nicht vergönnt,
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt! —

Und du mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege
Auch noch auf diesem theuren Boden stand,
Hör' mich! — denn alles Andere ist Lüge —
Kein Mann gedeihet ohne Vaterland!

Kannst du den Sinn, den diese Worte führen,
Mit deiner Kinderseele nicht verstehn,
So soll es wie ein Schauer dich berühren,
Und wie ein Pulsschlag in dein Leben gehn!

Für meine Söhne.

Hehle nimmer mit der Wahrheit!
Bringt sie Leid, nicht bringt sie Reue;
Doch, weil Wahrheit eine Perle,
Wirf sie auch nicht vor die Säue.

Blüthe edelsten Gemüthes
Ist die Rücksicht; doch zu Zeiten
Sind erfrischend wie Gewitter
Goldne Rücksichtslosigkeiten.

Wackrer heimathlicher Grobheit
Setze deine Stirn entgegen;
Artigen Leutseligkeiten
Gehe schweigend aus den Wegen.

Wo zum Weib du nicht die Tochter
Wagen würdest zu begehren,
Halte dich zu werth, um gastlich
In dem Hause zu verkehren.

Was du immer kannst, zu werden,
Arbeit scheue nicht und Wachen;
Aber hüthe deine Seele
Vor dem Carriere-Machen.

Wenn der Pöbel aller Sorte
Tanzet um die goldnen Kälber,
Halte fest: du hast vom Leben
Doch am Ende nur dich selber.

Auf dem Segeberg.

Fragment.

Hier stand auch einer Frauen Wiege,
Die Wiege einer deutschen Frau;
Die schaut mich an mit Augen blau,
Und auf dem Felsen, drauf ich liege,
Schließt sie mich plötzlich an die Brust.
Da werd' ich mir des Glücks bewußt;
Ich seh' die Welt so unvergänglich,
Voll Schönheit mir zu Füßen ruhn,
Und alle Sorgen, die so bänglich
Mein Herz bedrängten, schweigen nun.
Musik! Musik! Die Lerchen singen,
Aus Wies' und Wäldern steigt Gesang,
Die Mücken in den Lüften schwingen
Den süßen Sommerharfenklang.
Und unten auf besonnter Flur
Seh' ich des Kornes Wellen treiben,
In blauen Wölkchen drüber stäuben
Ein keusch' Geheimniß der Natur. —

Da tauchen an des Berges Seite
Zwei Köpfchen auf aus dem Gestein,
Zwei Knaben steigen durch's Gekräute;
Und sie sind unser, mein und dein.
Sie jauchzen auf, die Felsen klingen;
Mein Bursche schlank, mein Bursche klein!
Schau, wie sie purzeln, wie sie springen.
Und Jeder will der Erste sein.
In Kinderlust die Wangen glühen;
Die Welt, die Welt, o wie sie lacht!
Nun hängen sie an deinen Knieen,
Nun an den meinen unbedacht.
Der Große hier, und hier der Kleine,
Sie halten mich so eng umfaßt,
Daß in den Thymian der Steine
Mich hinzieht die geliebte Last.
Die Schatten, die mein Auge trübten,
Die letzten scheucht der Kindermund;
Ich seh' der Heimath, der geliebten,
Zukunft in dieser Augen Grund.

Märchen.

Märchen.

Ich hab's gesehn, und will's getreu berichten;
Beklagt euch nicht, wenn ich zu wenig sah!
Nur Sommernachts passiren die Geschichten;
Kaum graut die Nacht, so rückt der Morgen nah,
Kaum daß den Wald die ersten Strahlen lichten,
Entflieht mit ihrem Hof Titania;
Auf Weg und Steg spaziren die Philister,
Das wohlbekannte leidige Register.

Kein Zauber wächst für fromme Bürgersleute,
Die Tags nur wissen, wie die Glocke geht,
Die gründlich kennen gestern, morgen, heute,
Doch nicht die Zeit, die mitten drinn' besteht;
Ich aber hörte wohl das Waldgeläute,
Ein Sonntagskind ist immer der Poet;
So laßt euch denn in blanken Liederringen
Von Reim zu Reim in's Land der Märchen schwingen.

In Gulemanns Haus.

Es klippt auf den Gassen im Mondenschein;
Das ist die zierliche Kleine,
Die geht auf ihren Pantöffelein
Behend und mutterseelen allein
Durch die Gassen im Mondenscheine.

Sie geht in ein alt verfallenes Haus;
Im Flur ist die Tafel gedecket,
Da tanzt vor dem Monde die Maus mit der Maus,
Da setzt sich das Kind mit den Mäusen zu Schmaus,
Die Tellerlein werden geleecket.

Und leer sind die Schüsseln; die Mäuslein im Nu
Verraschein in Mauer und Holze;
Nun läßt es dem Mägdlein auch länger nicht Ruh,
Sie schüttelt ihr Kleidchen, sie schnürt sich die Schuh,
Dann tritt sie einher mit Stolze.

Es leuchtet ein Spiegel aus goldnem Gestell,
Da schaut sie hinein mit Lachen;
Gleich schaut auch heraus ein Mägdelein hell,
Das ist ihr einziger Spielgesell;
Nun wolln sie sich lustig machen.

Sie nickt voll Huld, ihr gehört ja das Reich;
Da neigt sich das Spiegelkindlein,
Da neigt sich das Kind vor dem Spiegel zugleich,
Da neigen sich beide gar anmuthreich,
Da lächeln die rosigen Mündlein.

Und wie sie lächeln, so hebt sich der Fuß,
Es rauschen die seidenen Röcklein,
Die Händchen werfen sich Kuß um Kuß,
Das Kind mit dem Kinde nun tanzen muß,
Es tanzen im Nacken die Löcklein.

Der Mond scheint voller und voller herein,
Auf dem Estrich gaukeln die Flimmer;
Im Takte schweben die Mägdelein,
Bald tauchen sie tief in die Schatten hinein,
Bald stehn sie in bläulichem Schimmer.

Nun ſinken die Glieder, nun halten ſie an,
Und athmen aus Herzens Grunde;
Sie nahen ſich ſchüchtern, und beugen ſich dann
Und knien vor einander, und rühren ſich an
Mit dem zarten unſchuldigen Munde.

Doch müde werden die beiden allein
Von all' der heimlichen Wonne;
Sehnſüchtig flüſtert das Mägdelein:
„Ich mag nicht mehr tanzen im Mondenſchein,
Ach, käme doch endlich die Sonne!“

Sie klettert hinunter ein Trepplein ſchief,
Und ſchleicht hinab in den Garten.
Die Sonne ſchlief und die Grille ſchlief:
„Hier will ich ſitzen im Graſe tief,
Und der Sonne will ich warten.“

Doch als nun Morgens um Buſch und Geſtein
Verhuſchet das Dämmergemunkel,
Da werden dem Kinde die Aeugelein klein;
Sie tanzte zu lange bei Mondenſchein,
Nun ſchläft ſie bei Sonnengefunkel.

Nun liegt sie zwischen den Blumen dicht
Auf grünem, blitzendem Rasen;
Und es schauen ihr in das süße Gesicht
Die Nachtigall und das Sonnenlicht
Und die kleinen neugierigen Hasen.

Tannkönig.

1.

Am Felsenbruch im wilden Tann
Liegt todt und öd' ein niedrig Haus;
Der Epheu steigt das Dach hinan,
Waldvöglein fliegen ein und aus.

Und drin am blanken Eichentisch
Verzaubert schläft ein Mägdelein;
Die Wangen blühn ihr rosenfrisch,
Auf den Locken wallt ihr der Sonnenschein.

Die Bäume rauschen im Waldesdicht,
Eintönig fällt der Quelle Schaum;
Es lullt sie ein, es läßt sie nicht,
Sie sinket tief von Traum zu Traum.

Nur wenn im Arm die Zitter klingt,
Da hell der Wind vorüberzieht,
Wenn gar zu laut die Droſſel ſingt,
Zuckt manchesmal ihr Augenlid.

Dann wirft ſie das blonde Köpfchen herum,
Daß am Hals das güldene Kettlein klingt;
Auf fliegen die Vögel, der Wald iſt ſtumm,
Und zurück in den Schlummer das Mägdlein ſinkt.

2.

Hell reißt der Mond die Wolken auf,
Daß durch die Tannen bricht der Strahl;
Im Grunde wachen die Elfen auf,
Die Silberhörnlein rufen durch's Thal.

„Zu Tanz, zu Tanz am Felsenhang,
Am hellen Bach, im schwarzen Tann!
Schön Jungfräulein, was wird dir bang?
Wach auf, und schlag die Saiten an!“

Schön Jungfräulein, die sitzt im Traum;
Tannkönig tritt zu ihr herein,
Und küßt ihr leis des Mundes Saum,
Und nimmt vom Hals das Güldkettlein.

Da schlägt sie hell die Augen auf —
Was hilft ihr Weinen all und Flehn!
„Tannkönig, laß mich ziehn nach Haus,
Laß mich zu meinen Schwestern gehn.“

„In meinem Walde fing ich dich,“
Tannkönig spricht, „so bist du mein!
Was hattest du die Meß versäumt?
Komm mit, komm mit zum Elfenreihn!“ —

„Elf! Elf! das klingt so wunderlich,
Elf! Elf! mir graut vor dem Elfenreihn;
Die haben gewiß kein Christenthum,
O laß mich zu Vater und Mutter mein!"

„Und denkst du an Vater und Mutter noch,
Sitz aber hundert Jahre allein!"
Die Elfen ziehn zu Tanz, zu Tanz!
Er hängt ihr um das Güldkettlein.

Schneewittchen.

Eine Märchen-Scene.

Zwergenwirthschaft. Links eine Thüre zur Schlafkammer der Zwerge; im Hintergrunde eine Thür- und Fensteröffnung. Von außen Wald und Sonnenschein. Drinnen steht ein kleiner Tisch mit sieben Schüsseln.

Die sieben Zwerge

kommen singend nach einander herein mit Kräutersäcken auf dem Rücken, werfen die Säcke in den Winkel, treten an den Tisch und sitzen, einer nach dem andern.

Zwergenältester.

Wer hat auf meinem Stühlchen sessen?

Zwerg 2.

Wer hat von meinem Tellerlein essen?

Zwerg 3.

Wer hat von meinem Müschen pappt?

Zwerg 4.

Wer hat mit meinem Gäblein zutappt?

Zwerg 5.

Wer hat aus meinem Becherlein trunken?

Zwerg 6.

Wer hat mein Löffelein eingetunken?

Zwerg 7.
(schaut in die Nebenkammer).

Wer drückt' in meinem Bett das Däuchen?

Zwergenältester.

Wer rückt' an meinem Schlafgestellchen?

Zwerg 2.

Wer schlief auf meinem Lagerstättchen?

Zwerg 3.

O weh! liegt Einer in meinem Bettchen!

Zwerg 4.

Ein Mägdelein!

Zwerg 5, 6, 7.

Laß ſchaun, laß ſehn!

Zwerg 7.

Ei Gott, wie iſt das Kind ſo ſchön!

Zwergenälteſter.

O weckt ſie nicht! o ſchreckt ſie nicht!
Geſchloſſen iſt der Aeuglein Licht,
Hinabgerollt die Locken dicht;
Ueber des Mieders blanke Seide
Gefaltet fromm die Händchen beide.

Zwerg 2.

Wer mag ſie ſein? Wo kam ſie her?
Der Wald wächſt in die Kreuz und Quer.

Zwerg 3.

Wie fand das liebe Tauſendſchön
Den Weg durch Dorn und Moor und Seen?

Zwerg 4.

Iſt alles ſo gar lieb und fein,
So roſenroth, ſchneeweiß und rein!

Zwergenältester.

Bis sie erwacht, bleibt mäuschensacht,
Das helle Glöcklein nehmt in Acht,
Bleibt ruhig in den Schühlein stehn,
Laßt leis das Zünglein ummegehn!

Zwerg 4.

Schau, schau! Die Wimper regte sich.

Zwerg 5.

Das Mündlein roth bewegte sich.

Zwerg 6.

Das blonde Köpfchen reckt sich auf,
Zwei blaue Aeuglein schlägt sie auf!

Zwerg 7.

Sie schaut sich um ein stummes Veilchen!

Zwergenältester.

Schweigt nun! ihr Mühlchen, ihr Plappermäulchen!
Erschreckt sie nicht, geht fein bei Seit!
Sie sah wohl Zwerglein nicht bis heut.

(Die Zwerge treten bis auf den Aeltesten an beiden Seiten zurück).

Schneewittchen
(erſcheint ſchen an der Thür).

Zwergenälteſter.

Ei grau' dich nicht, tritt nur herein;
Du ſollſt uns ſein willkommen ſein,
Willkommen in der Zwerge Häuschen!
Doch ſprich, wie heißt du denn?

Schneewittchen.

Schneeweißchen!
So hat die Mutter mich genannt;
Mein Vater iſt König über dies Land.

Zwergenälteſter.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Wo ließeſt du die Pagen dein,
Wo ließeſt du die Wagen und Roſſe?
Wie kamſt du von des Königs Schloſſe?

Schneewittchen.

Ach, ich bin kommen arm und bloß!
Mütterlein ſchläft in Grabes Schooß;

Der König freite die zweite Frau,
Die schlug mich oft und schalt mich rauh;
Schickte mich dann mit dem Jäger zu Walde,
Sollte mich tödten auf Berges Halde,
Und der Königin als Zeichen
Sollt' er mein blutend Herze reichen;
Doch ich bat ihn so lange, so lang auf den Knien —
Da schoß er den Eber, und ließ mich fliehn.

Zwergenältester.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Wie fandst du Weg und Steg allein?
Wer zeigte dir die sieben Berge?
Wie kamst du in das Reich der Zwerge?

Schneewittchen.

Sprangen zwei Rehlein mir voran,
Sahn mit den braunen Augen mich an;
Saßen im Walde die Vöglein zu Hauf,
Schwangen zwei Vöglein sich vor mir auf;
Am Himmel zog ein Stern vor mir —
Und wie ich folgte, so bin ich hier.

Zwergenältester.

Schneeweißchen, Königstöchterlein,
Schlag auf die blauen Aeugelein,
Laß springen dein Herzlein wohlgemuth;
Sollst bleiben hier in unsrer Huth,
Im grünen Reich der sieben Berge!

Schneewittchen.

Wie kann ich euch danken, ihr guten Zwerge?

Zwergenältester.

Kannst die Wirthschaft uns versehen,
Wenn wir Tags in die Berge gehen;
Unsern Haushalt kannst du führen.

Schneewittchen.

O wie will ich mich tummeln und rühren!
Bin wohl behend in allen Stücken;
Sprecht nur, was soll ich immer beschicken?

Zwergenältester.

Morgens im Dämmerschein
Fegst du das Kämmerlein,

Bohnest die Stühlchen,
Lockerst die Pfühlchen,
Schüttelst zurechte die Schlafestättchen!

Zwerg 2.

Und für dich selber das weichste Bettchen!

Zwergenältester.

Gehn wir zu Walde, hüthst du das Stübchen,
Deckest das Tischchen, kochest die Süppchen!

Zwerg 3.

Doch von den Süppchen und von den Speischen
Das Schönste für dich, Prinzeß Schneeweißchen!

Zwerg 4.

Schau nur, die Dornen zerrissen mein Röcklein!

Zwerg 5.

Streiften mir ab von dem Käppchen das Glöcklein.

Zwergenältester.

Besserst das Röcklein,
Hestest das Glöcklein,
Setzest auf Jäckchen

Saubere Fleckchen;
Doch in das Hüttchen
— Bist du allein —
Läßt du, Schneewittchen,
Niemand herein!

Schneewittchen.

Aber die Rehe, die süßen Rehe!
Wenn ich sie Morgens durch's Fensterlein
Trauben im goldenen Sonnenschein
Springen und spielen und nahen sehe?

Zwergenälteste.

Rehlein stehn in hohen Gnaden,
Sind gar zarte Kameraden;
Kannst sie immer zu Gaste laden.

Schneewittchen.

Aber die Vögel, die bunten Flämmchen,
Stieglitz mit dem rothen Kämmchen,
Ammer mit dem goldenen Latz,
Und der Staar, der possierliche Matz,
Und vor den andern Vögeln allen

Die ſüßen Sänger, die Nachtigallen!
Wenn ſie draußen durch die Zweiglein
Schauen mit den klugen Aeuglein;
Wenn ſie dann mählich näher ſchlüpfen,
Neugierig auf die Schwelle hüpfen?

Zwergenälteſter.

Vöglein ſtehn in hohen Gnaden,
Sind gar luſtge Kameraden;
Darfſt ſie immer zu Gaſte laden.

Schneewittchen.

Aber die Sonne, der himmliſche Schein!
Wenn ſie Morgens in's Fenſterlein
Durch die grünen, funkelnden Blätter
Sendet das goldene Sommerwetter!
Und Abends, wandert die Sonne von dannen,
Der Mond ſteigt über die ſchwarzen Tannen!
Der wohnt am Himmel allein nicht gern,
Bringt mit ſich alle die tauſend Stern';
Mond und Sonne und Sternelein
Schauen alle zu mir herein,

Wie ich die Wirthschaft mag treiben und leiten —
Sie kennen mich alle seit langen Zeiten.

Zwergenältester.

Rehlein laß um dich spielen und springen,
Vöglein flattern und schmettern und singen,
Laß Mond- und Sonnenschein herein;
Nur vor den Menschen hüthe dich fein!

(Zu den Andern.)

Nun kommt, ihr wackern Brüderlein,
Drei Gänge fürder noch waldein!
Dreimal noch füllt mit weichem Moos
Die Säcklein aus des Waldes Schooß,
Und richtet fein in unserm Hüttchen
Ein achtes Bettchen für Schneewittchen.

Die sieben Zwerge

(gehen singend ab).

„Da ging die Katz die tripp die trapp,
Da schlug die Thür die klipp die klapp,
Frau Füchsin, sind sie da?
Ach ja, mein Kätzchen, ja!“

Schwesterlichen

(allein).

Morgens im Dämmerschein
Feg' ich das Kämmerlein,
Bohne die Stüblchen,
Lockre die Pfühlchen,
Mache die Bettchen,
Die Schlummerstättchen,
Nähe das Röcklein,
Hefte das Glöcklein,
Setz' auf die Jäckchen
Saubere Fleckchen;
Rehlein und Vögelein
Alle die Thierelein
Flattern durch's Fensterlein,
Schlüpfen zur Thür herein;
Sonne und Mondenschein,
Sternlein, die hellen,
Sind alle meine Spielgesellen!

Zweites Buch.

Aeltere Gedichte.

Die Herrgottskinder.

Von oben sieht der Herr darein,
Ihr dürft indeß der Ruhe pflegen;
Er giebt der Arbeit das Gedeihn
Und träuft herab den Himmelssegen.
Und wenn dann in Blüthe die Saaten stehn,
So läßt er die Lüftlein darüber gehn,
Auf daß sich die Halme zusammenbeugen
Und frisch aus der Blüthe das Korn erzeugen;
Und hält am Himmel hoch die Sonne,
Daß Alles reife in ihrer Wonne.
Da stünd' es den Bauern wohl prächtig an,
Das Alles in ihre Scheuern zu laden!
Gott Vater hat auch seinen Theil daran;
Den will er vergaben nach seiner Gnaden.
Da ruft er die jüngsten Kinder sein;

Die nährt er selbst aus seiner Hand,
Die Rehlein, die Häslein, die Würmlein klein
Und alles Gethier in Luft und Land;
Das flattert herbei und kreucht und springt,
Ist fröhlich all' zu Gottes Ehr'
Und all' genügsam, was er bringt.
Deß freut sich der Herrgott mächtig sehr,
Er breitet weit die Arme aus
Und spricht in Liebe überaus:
All', was da lebet, soll sich freun,
Seid Alle von den Kindern mein;
Und will euch drum doch nicht vergessen,
Daß ihr nichts könnt als springen und fressen.
Hat jedes seinen eignen Ton!
Ihr sollt euch tummeln frisch im Grünen;
Doch mündig ist der Mensch, mein Sohn;
Drum mag er selbst sein Brod verdienen!

Das Mädchen mit den hellen Augen.

Das Mädchen mit den hellen Augen,
Die wollte Keines Liebſte ſein;
Sie ſprang und ließ die Zöpfe fliegen,
Die Freier ſchauten hinterdrein.

Die Freier ſtanden ganz von Ferne
In blanken Röcklein lobeſam.
„Frau Mutter, ach, ſo ſprecht ein Wörtchen,
Und macht das liebe Kindlein zahm!“

Die Mutter ſchlug die Händ' zuſammen,
Die Mutter rief: „Du thöricht Kind,
Greif zu, greif zu! Die Jahre kommen,
Die Freier gehen gar geſchwind!“

Sie aber ließ die Zöpfe fliegen,
Und lachte alle Weisheit aus;
Da sprang durch die erschrockenen Freier
Ein toller Knabe in das Haus.

Und wie sie bog das wilde Köpfchen,
Und wie ihr Füßchen schlug den Grund,
Er schloß sie fest in seine Arme
Und küßte ihren rothen Mund.

Die Freier standen ganz von Ferne,
Die Mutter rief vor Staunen schier:
„Gott schütz' dich vor dem ungeschlachten,
Ohn' Maaßen groben Cavalier!"

Fiedel-Lieder.

1.

Wenn mir unterm Fiedelbogen
Manche Saite auch zersprang,
Neue werden aufgezogen,
Und sie geben frischen Klang.

2.

Nun ein Scherflein in die Runde
Von den Cavalieren allen!
Für mein Lied, und ganz besonders,
Weil's den Frauen so gefallen.

Daß sie alle mit einander
Lustig klingen in der Tasche;
Und, Herr Wirth, vom besten Eifer
Eine wohlgezogne Flasche!

Nun ein Lied, und nun ein Humpen,
Schwer von lieblichen Getränken!
Ewig, ewig, unermüdlich
Will ich meinen Bogen schwenken.

3.

Musikanten wollen wandern!
Durch die Saiten geht der Wind,
Und er weht die leichten Lieder
In die weite Welt geschwind.

Musikanten wollen wandern!
Schon zur Neige ging der Wein;
Ziehn die Lieder in die Weite.
Muß der Spielmann hinterdrein.

4.

Nun geht der Mond durch Wolkennacht,
Nun iſt der Tag herum;
Da ſchweigen alle Vögel bald
Im Walde um und um.

Die Droſſel pfeift ihr letztes Stück,
Ein Stück zu Allerbeſt;
Die Amſel ſchlägt den letzten Ton,
Und fliegt zu Neſt, zu Neſt.

Da nehm' auch ich zu guter Nacht
Zur Hand die Geige mein;
Das iſt ein klingend' Nachtgebet,
Und ſteigt zum Himmel ein.

An die Freunde.

Wieder einmal ausgeflogen,
Wieder einmal heimgekehrt;
Fand ich doch die alten Freunde
Und die Herzen unversehrt.

Wird uns wieder wohl vereinen
Frischer Ost und frischer West?
Auch die losesten der Vögel
Tragen allgemach zu Nest.

Immer schwerer wird das Päckchen,
Kaum noch trägt es sich allein;
Und in immer engre Fesseln
Schlinget uns die Heimath ein.

Und an seines Hauses Schwelle
Wird ein Jeder festgebannt;
Aber Liebesfäden spinnen
Heimlich sich von Land zu Land.

Myrthen.

Sie brach ein Reis vom Hochzeitskranz,
Und pflanzt' es gläubig ein:
„Nun trage mir ein Kränzlein grün
Für's künftige Töchterlein!“

Sind sechzehn Jahre wohl herum;
Das Reislein wuchs heran,
Hier sitzt das wackre Töchterlein —
Fehlt nur der Freiersmann.

Nelken.

Ich wand ein Sträußlein Morgens früh,
Das ich der Liebſten ſchickte;
Nicht ließ ich ſagen ihr, von wem,
Und wer die Blumen pflückte.

Doch als ich Abends kam zum Tanz
Und that verſtohlen und ſachte,
Da trug ſie die Nelken am Buſenlatz,
Und ſchaute mich an und lachte.

Damendienst.

Die Schleppe will ich dir tragen,
Ich will deinem Wink mich weihn,
An Festen und hohen Tagen
Sollst du meine Königin sein!

Deiner Launen geheimste und kühnste
Gehorsam erfüll' ich dir;
Doch leid' ich in diesem Dienste
Keinen Andern neben mir.

So lang ich dir diene in Ehren,
Gehöret dein Lächeln mein;
Deinen Hofstaat will ich vermehren;
Doch der Erste will ich sein.

Duett.

Tenor und Alt.

Mehr in der Töne Schwellen
Neigt ſich die Seele dir;
Höher ſchlagen die Wellen,
Fluthen die Pulſe mir.

Fliehen und Wiederfinden,
Wechſelnde Melodie!
Laß du die Seele ſchwinden,
Sterben in Harmonie.

Hörſt du den Ruf erklingen,
Rührend dein träumend Ohr?
Weiße blendende Schwingen
Tragen dich webend empor.

Selig, im Lichte zu ſchweben
Ueber den Wolken hoch!
Ließt du das ſüße Leben,
Kennſt du die Erde noch?

Aber zum ſtillen Grunde
Zieht es hernieder ſchon;
Heimlich von Mund zu Munde
Wechſelt ein leiſer Ton.

Fernhin rauſchen die Wogen,
Schütze mein pochend Herz!
Schon kommt die Nacht gezogen —
Fühlſt du den ſüßen Schmerz?

Ritter und Dame.

1.

Zu den Füßen seiner Dame
Liebestrunken sitzt der Ritter;
Sprechend blitzen seine Augen,
Schweigend ruhen seine Lippen.

Am Balkone sitzt die Dame,
Eine goldne Schärpe wirkt sie;
Auf den Ritter blickt sie lächelnd,
Und mit hellem Klange spricht sie:

„Denket ihr auf Tod und Schlachten,
Oder sinnt ihr Minnelieder?
Oder sinnt ihr Minnelieder?
Wahrlich, eure stumme Weise
Bleibt mir unerklärlich, Ritter!

Schwört ihr erst in tausend Briefen,
Tausend unerhörte Dinge
Hättet ihr für meine Ohren,
Und das Herz sei voll zum Springen!

Fleht ihr erst in tausend Briefen
Um ein heimlich einsam Stündchen!
Wohl, die Stunde ist gekommen —
Redet jetzt von tausend Dingen!"

Und der Ritter bricht das Schweigen:
„Zürnt mir nicht, o Wonnemilde;
Wisset, daß geheimer Zauber
Bleiern mir die Zunge bindet.

Nur ein Wink aus euren Augen,
Nur ein Wort von euren Lippen,
Nur ihr selbst, o meine Herrin,
Könnt den argen Bann bezwingen."

2.

Und zum Andern sitzt der Ritter
Seiner Herrin an der Seite;
Von der Schulter glänzt die Schärpe
Als ein freundlich Minnezeichen.

Sieghaft schlingt er seine Arme
Um den Leib des stolzen Weibes,
Unaufhaltsam süße Worte
Schwatzt er, und die Dame schweiget.

Will zu einem halben Wörtchen
Oeffnen sie der Lippen Zeile,
Schließt er ihr den Mund mit Küssen,
Und die Dame lauscht und schweiget.

„Süße Herrin, unerklärlich
Bleibt mir eure stumme Weise!
Bietet mir eure [illegible]
Wollen eure rothen Lippen
Gleiches zahlen mir mit Gleichem?

Oder lernten dieſe Lippen
Lieblicher die Zeit vertreiben?
Gar behäglich iſt das Schwatzen;
Doch ein Andres iſt geſcheidter."

Draußen auf den Mandelblüthen
Ruht die Nacht im Mondenſcheine;
Unaufhaltſam ſchwatzt der Ritter,
Und die Dame lauſcht und ſchweiget.

Gab ſie hin des Blickes Zauber?
Sprach ſie aus die Zauberweiſe?
Doch nicht fürder klagt die Dame
Ueber ihres Ritters Schweigen.

Die Stadt.

Am grauen Strand, am grauen Meer,
Und fern da liegt die Stadt;
Der Nebel drückt die Dächer schwer,
Und durch die Stille braust das Meer
Eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
Kein Vogel ohn' Unterlaß;
Die Wandergans mit hartem Schrei
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
Du graue Stadt am Meer;
Der Jugend Zauber für und für
Ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
Du graue Stadt am Meer.

Zur ſilbernen Hochzeit.

Aus einem Feſtzuge.

Gott Amor.

Wieder fuhr ich heut den Zug
Wie beim erſten Feſte;
Amor bleibt die Hauptperſon
In der Zahl der Gäſte.

In mein Antlitz bringt die Zeit
Fältchen nicht noch Falte;
Doch wie jung ich immer bin,
Bin ich doch der Alte.

Zwei Kinder.

Erſtes.

Wir ſind zwei Kinder hier vom Haus
Und folgen mit Bedachte,
Dem kleinen Gotte, der Mama
So unendlich glücklich machte.

Zweites.

Ja, lachet nur! Wir kommen auch
In seinen Rosentempel.
Die älteste Schwester hat schon gezeigt,
Die Kinder nehmen Exempel.

Ein Bettelkind.

Zürnt mir nicht, verehrte Frau,
Daß auch ich euch gratulire!
Armuth ist ein schlechter Gast,
Furchtsam tret ich in die Thüre.

Draußen stand ich, und ich sah
Alle Fenster hell erleuchtet,
Und ich dachte, wie so oft
Ihr mir milde Gabe reichtet.

Gönnt nur einen Augenblick,
Mich an eurem Glück zu weiden!
Schwester weint zu Haus nach Brod —
Ach wir haben wenig Freuden.

Der Bettelvogt.

Zum Jubilar:

Verzeihen Sie, Herr Bürgermeister!
So sehr man seine Pflichten kennt,
Das Bettelvolk wird immer dreister,
So sehr man vigilirt und rennt.

So eben sah ich solchen Rangen
Verdächtig schleichen an den Treppen;
Wenn es vergönnt ihn einzufangen,
Werd' ich ihn sacht zu Loche schleppen.

Der Narr.

Der Narr macht seine Reverenz,
Der gute derbe Geselle!
Ihr hörtet wohl von Weitem schon
Das Rauschen seiner Schelle.

Als alter Hausfreund bin ich ja
Nothwendig bei dem Feste;
Denn hörtet ihr die Klapper nicht,
Euch fehlte doch das Beste.

Ein tüchtger Kerl hat seinen Sparren!
Das ist unwiderleglich;
Und hat das Haus nicht seinen Narrn,
So wird es öd' und kläglich.

Hier war ich manchen guten Tag
Gastfreundlich aufgenommen;
Heil diesem viel beglückten Haus,
Wo auch der Narr willkommen.

Bettlerliebe.

O laß mich nur von ferne stehn,
Und hangen stumm an deinem Blick;
Du bist so jung, du bist so schön,
Aus deinen Augen lacht das Glück.

Und ich so arm, so müde schon,
Ich habe nichts, was dich gewinnt.
O wär' ich doch ein Königssohn,
Und du ein arm' verlornes Kind!

Vierzeilen.

Du weißt doch, was ein Kuß bekennt?
Sonst hör' du auf zu küssen!
Ich dächt', er sei ein Sakrament,
Das alle Völker wissen.

Und weißt du, warum so trübe,
So schwer mir das Herz muß sein?
Du hast mich geküßt ohne Liebe,
Das wolle dir Gott verzeihn!

Die Lieb' ist wie ein Wiegenlied:
Es lullt dich lieblich ein;
Doch schläfst du kaum, so schweigt das Lied,
Und du erwachst allein.

Das Harfenmädchen.

Das war noch im Vaterstädtchen;
Da warst du gar [illegible]lich und jung,
Ein süß' schwarzäugiges Dirnlein,
Zur Liebe verständig genung.

Und wenn dir die Mutter zu singen
Und Harfe zu spielen gebot,
So scheutest du dich vor den Leuten
Und klagtest mir heimlich die Noth.

„Wann treff ich dich wieder und wo doch?" —
„Am Schlosse, wenn's dunkel ist."
Und Abends bin ich gekommen
Und habe dich fröhlich geküßt.

Sind sieben Jahr vergangen,
Daß ich dich nicht gesehn;
Wie bleich doch sind deine Wangen,
Und waren so blühend und schön!

Wie greifst du so keck in die Saiten
Und schaust und äugelst umher!
Das sind die kindlich scheuen,
Die leuchtenden Augen nicht mehr.

Doch kann ich den Blick nicht wenden,
Du einst so reizende Maid;
Mir ist, als schaut' ich hinüber
Tief, tief in vergangene Zeit.

Das hohe Lied.

Der Markt ist leer, die Bude steht verlassen,
Im Winde weht der bunte Trödelkram;
Und drinnen sitzt im Wirbelstaub der Gassen
Das schlanke Kind des Juden Abraham.
Sie stützt das Haupt in ihre weiße Hand,
Im Sturm des Busens bebt die leichte Hülle;
Man sieht's, an dieser Augen Sonnenbrand
Gedieh der Mund zu seiner Purpurfülle.
Die Lippe schweigt, die schwarzen Locken ranken
Sich um die Stirn wie schmachtende Gedanken.
Sie liest vertieft in einem alten Buch
Von einem König, der die Harfe schlug,
Und liebefordernd in den goldnen Klang
Manch zärtlich Lied an Zions Mädchen sang.

Weihnachtsabend.

An die hellen Fenster kommt er gegangen
Und schaut in des Zimmers Raum:
Die Kinder alle tanzten und sangen
Um den brennenden Weihnachtsbaum.

Da pocht ihm das Herz, daß es will zerspringen;
O, ruft er, laßt mich hinein!
Was Frommes, was Fröhliches will ich euch singen
Zu dem hellen Kerzenschein.

Und die Kinder kommen, die Kinder ziehen
Zur Schwelle den nächtlichen Gast;
Still grüßen die Alten, die Jungen umknieen
Ihn scheu in geschäftiger Hast.

Und er singt: „Weit glänzen da draußen die Lande,
Und locken den Knaben hinaus;
Mit klopfender Brust, im Reisegewande
Verläßt er das Vaterhaus.

Da trägt ihn des Lebens breitere Welle —
Wie war so weit die Welt!
Und es findet sich mancher gute Geselle,
Der's treulich mit ihm hält.

Tief bräunt ihm die Sonne die Blüthe der Wangen
Und der Bart umsprosset das Kinn;
Den Knaben, der blond in die Welt gegangen,
Wohl nimmer erkennet ihr ihn.

Aus goldnen und aus blauen Reben
Es mundet ihm jeder Wein;
Und dreister greift er in das Leben
Und in die Saiten ein.

Und für manche Dirne mit schwarzen Locken
Im Herzen findet er Raum; —
Da klingen durch das Land die Glocken,
Ihm war's wie ein alter Traum.

Wohin er kam, die Kinder sangen,
Die Kinder weit und breit;
Die Kerzen brannten, die Stimmlein klangen,
Das war die Weihnachtszeit.

Da fühlte er, daß er ein Mann geworden;
Hier gehörte er nicht dazu.
Hinter den blauen Bergen im Norden
Ließ ihm die Heimath nicht Ruh.

An die hellen Fenster kam er gegangen
Und schaut' in des Zimmers Raum;
Die Schwestern und Brüder tanzten und sangen
Ein Christlied am Tannsbaum." —

Da war es, als würden lebendig die Lieder
Und nahe, der eben noch fern;
Um den Taxus tanzten Schwester und Brüder
Und sangen ein Lied vom Herrn.

Da kann er nicht länger das Herz bezwingen,
Er breitet die Arme aus:
„O schließet mich ein in das Preisen und Singen,
Ich bin ja der Sohn vom Haus.“

Junge Liebe.

Aus eigenem Herzen geboren,
Nie dieſen, dennoch verloren.

Ihr Aug' iſt blau, nachtbraun ihr lockicht Haar,
Ein Schelmenmund, wie jemals einer war,
Ein launiſch Kind; doch all' ihr Widerſtreben
Bezwingt ihr Herz, das mir ſo ganz ergeben.

Schon lange ſitzt ſie vor mir, träumeriſch
Mit ihren Beinchen baumelnd, auf dem Tiſch;
Nun ſpringt ſie auf; an meines Stuhles Lehne
Hängt ſie ſich, ſchmollend ob der ſtummen Scene.

„Ich liebe dich!“ — „Du biſt ſehr intereſſant.“
„Ich liebe dich!“ — „Ach das iſt längſt bekannt!
Ich lieb' Geſchichten, neu und nicht erfunden —
Erzählſt du nicht, ich bin im Nu verſchwunden.“ —

„So hör'! Jüngst träumte mir" — — „Das ist
nicht wahr!" —
„Wahr ist's! Mir träumt', ich sähe auf ein Haar
Dich selbst Straß auf und ab in Prachtgewändern
An eines Mannes Arm gemächlich schlendern;

Und dieser Mann" — — „der war?" — „der war
nicht ich!" —
„Du lügst!" — „Mein Herz, ich sah dich sicherlich —
Ihr senktet Aug' in Auge voll Entzücken,
Ich stand seitab, gleichgültig deinen Blicken."

„Der Mutter sag ich's!" ruft das tolle Kind,
„Was für ein Traum!" Da hasch' ich sie geschwind,
Und diese frevelhaften Lippen müssen,
Was sie verbrochen, ohne Gnade büßen.

Dämmerstunde.

Im Nebenzimmer saßen ich und du;
Die Abendsonne fiel durch die Gardinen,
Die fleißigen Hände fügten sich der Ruh,
Von rothem Licht war deine Stirn beschienen.

Wir schwiegen beid'; ich wußte mir kein Wort,
Das in der Stunde Zauber mochte taugen;
Nur nebenan die Alten schwatzten fort —
Du sahst mich an mit deinen Märchenaugen.

Frage.

Wenn einſam du im Kämmerlein geſeſſen,
Wenn dich der Schlummer floh die lange Nacht,
Dann haſt du oft, ſo ſprichſt du, mein gedacht;
Doch, wenn die Sonne kommen unterdeſſen,
Wenn dir die Welt und jeglich Aug' gelacht,
Haſt du auch dann wohl jemals mein gedacht?

Rechnenstunde.

Du bist so ein kleines Mädchen,
Und hast schon so helle Augen;
Du bist so ein kleines Mädchen,
Und hast schon so rothe Lippen!

Nun schau mich nur an, du Kleine,
Auch ich hab' helle Augen,
Und laß dir Alles deuten —
Auch ich hab' rothe Lippen.

Nun rechne mir doch zusammen!
Vier Augen, die geben? — Blicke!
Und — mach' mir keinen Fehler!
Vier Lippen, die geben? — Küsse!

Was ist ein Kuß?

„Was ist ein Kuß?" — Was ist ein Becher Wein?
Und wie sich's reimt? Merk auf, und ich erzähle!
Der Becher ist die Form, der Wein ist seine Seele,
Und dieser Wein kann sehr verschieden sein.
So kannst du deinen Freund und Bruder küssen,
Die Base auch, und sonst, wer weiß, noch mehr.
Solch einen Kuß studirt ich just nicht sehr,
Und was drin liegt, das mag ein Andrer wissen;
Doch schließt er eines Mädchens Liebe ein,
Solch' einem Kuß sind andre zu vergleichen,
Wie Gläser Wasser einem Becher Wein
Aus des Tokaiers sonnenheißen Reichen.

Zum Weihnachten.

Mit Märchen.

Mädchen, in die Kinderſchuhe
Tritt noch einmal mir behend!
Folg' mir durch des Abends Ruhe,
Wo der dunkle Tannus brennt.

Engel knieen an der Schwelle,
Hütend bei dem frommen Schein;
Von den Lippen klingt es helle:
Nur die Kindlein gehen ein!

Doch du ſchauſt mich an verwundert,
Sprichſt: „Vertreten ſind die Schuh';
Unter all' vergeßnem Plunder
Liegt die Puppe in der Truh."

Horch nur auf! Die alten Märchen
Ziehn dich in die alte Pracht!
Wie im Zauberwald das Pärchen
Schwatzen wir die ganze Nacht.

Von Schneewittchen bei den Zwergen,
Wo sie lebte unerkannt,
Und war hinter ihren Bergen
Doch die Schönst' im ganzen Land.

Von Hans Bärlein, der im Streite
Einen Riesenritter schlug,
Der die Königstochter freite,
Endlich gar die Krone trug.

Von dem Dichter auch daheime,
Der ein Mädchen, groß und schlank,
Durch die Zauberkraft der Reime
Rückwärts in die Kindheit sang.

Junges Leid.

Und blieb dein Aug' denn immer ohne Thränen?
Ergriff dich denn im kerzenhellen Saal,
Hinschleichend in des Tanzes Zaubertönen,
Niemals ein dunkler Schauer meiner Qual?

O fühltest du's! Nicht länger kann ich's tragen;
Du weißt, das ganze Leben bist du mir,
Die Seligkeit von allen künftgen Tagen
Und meiner Jugend Zauber ruht auf dir.

In meiner Liebe bist du auferzogen;
Du bist mein Kind — ich habe dich geliebt,
Als fesselos noch deine Locken flogen,
Als deine Schönheit noch kein Aug' getrübt.

Ob du dich nimmer nach dem Freunde sehntest,
Der Abends dir die schönen Lieder sang,
Indeß du stumm an seine Schulter lehntest,
Andächtig lauschend in den vollen Klang?

O fühl' es nimmer, wie Vergangnes quäle!
Doch wirst du's fühlen; weiß ich's doch gewiß
An jedem Funken deiner, meiner Seele,
Gott gab dich mir, als er dich werden hieß.

O kehr' zurück, und wandle, was vergangen,
In dunkle Schmerzen der Erinnerung!
Noch blüht dein Mund, noch glühen deine Wangen,
Noch ist mein Herz wie deines stark und jung.

Käuzlein.

Da ſitzt der Kauz im Ulmenbaum,
Und heult und heult im Ulmenbaum.
Die Welt hat für uns beide Raum!
Was heult der Kauz im Ulmenbaum
Von Sterben und von Sterben?

Und über'n Weg die Nachtigall,
Gegenüber pfeift die Nachtigall.
O weh, die Lieb' iſt ganzen all'!
Was pfeift ſo ſüß die Nachtigall
Von Liebe und von Liebe?

Zur Rechten hell ein Liebeslied,
Zur Linken grell ein Sterbelied!
Ach, bleibt denn nichts, wenn Liebe ſchied,
Denn nichts, als nur ein Sterbelied
Raum wegbreit noch hinüber?

Abschied.

Mit Liedern.

1.

Was zu glücklich um zu leben,
Was zu scheu um Klang zu geben,
Was zu lieblich zum Entstehen,
Was geboren zum Vergehen,
Was die Monde nimmer bieten,
Rosen aus verwellten Blüthen,
Thränen dann aus jungem Leide
Und ein Klang verlorner Freude.

2.

Du weißt es, Alle, die da sterben
Und die für immer scheiden gehn,
Die müssen, wär's auch zum Verderben,
Die Wahrheit ohne Hehl gestehn.

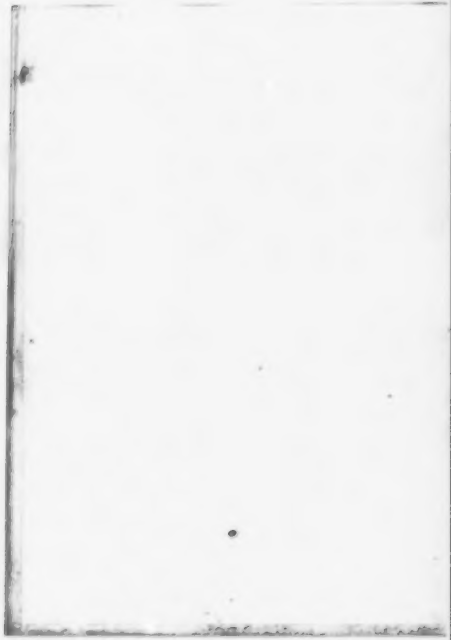
So leg ich's denn in deine Hände,
Was immer mir das Herz bewegt;
Es ist die letzte Blumenspende,
Auf ein geliebtes Grab gelegt.

Ritornell.

Dunkle Cypressen,
Die Welt ist gar zu lustig;
Es wird doch Alles vergessen.

Druck der Hofbuchdruckerei in Altenburg.
(H. A. Pierer.)

In der Sommer-Mondnacht.



1.

In der

Sommer-Mondnacht.

Novellen

von

Theodor Storm.

Berlin.
Verlag von Heinrich Schindler.
1860.

Meinen lieben Verwandten

Ernſt und Laura Friedlieb.

Auf dem Staatshof.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ich kann nur Einzelnes ſagen; nur was geſchehen, nicht wie es geſchehen iſt; ich weiß nicht, wie es zu Ende ging und ob es eine That war oder nur ein Ereigniß, wodurch das Ende herbeigeführt wurde. Aber wie es die Erinnerung mir traumweiſe hergibt, ſo will ich es erzählen.

Die kleine Stadt, in der meine Eltern wohnten, lag hart an der Grenze der Marſchlandſchaft, die bis ans Meer mehrere Meilen weit ihre grasreiche Ebene ausdehnt. Aus dem Norderthor führt die Landſtraße eine viertel Stunde Wegs zu einem Kirchdorf, das mit ſeinen Bäumen und Strohdächern weithin auf der ungeheuren Wieſenfläche ſichtbar iſt. Seitwärts von der Straße, hinter dem weiß getünchten Paſtorate, geht quer durch's Land ein Fußſteig über die „Fennen," wie hier die einzelnen faſt nur zur Viehweide benutzten Land-

flächen genannt werden: von einem Heck zum andern, oder auf schmalem Steg über die Gräben, durch welche überall die Fennen von einander geschieden sind.

Hier bin ich in meiner Jugend oft gegangen: ich mit einer anderen. Ich sehe noch das Gras im Sonnenscheine funkeln und fernab um uns her die zerstreuten Gehöfte mit ihren weißen Gebäuden in der klaren Sommerluft. Die schweren Rinder, welche wiederkäuend neben dem Fußsteige lagen, standen auf wenn wir vorübergingen, und gaben uns das Geleite bis zum nächsten Heck; mitunter in den Trinkgruben erhob ein Ochse seine breite Stirn und brüllte weit in die Landschaft hinaus.

Zu Ende des Steiges, der fast eine halbe Stunde dauert, unter einer düsteren Baumgruppe von Rüstern und Silberpappeln, wie sie kein anderes Besitzthum dieser Gegend aufzuweisen hat, lag der „Staatshof.“ Das Haus war auf einer mäßig hohen Werfte nach der Weise des Landes gebaut: eine sogenannte „Heuberg,“ in welcher die Wohnungs- und Wirthschaftsräume unter einem Dache vereinigt sind; aber die „Graft,“ welche sich rings umher zog, war besonders breit und tief, und der weitläufige Garten, der innerhalb derselben die Gebäude umgab, war vor Zeiten mit patrizischem Luxus angelegt.

Das Gehöfte war einst nebst vielen anderen in Besitz der nun gänzlich ausgestorbenen Familie van der Roden, aus der während der beiden letzten Jahrhunderte eine Reihe von Pfennigmeistern und Rathmännern der Landschaft und von Bürgermeistern meiner Vaterstadt hervorgegangen ist. — Neunzig Höfe, so hieß es, hatten sie gehabt, und sich im Uebermuth vermessen, das Hundert voll zu machen. Aber die Zeiten waren umgeschlagen; es war unrecht Gut dazwischen gekommen, sagten die Leute; der liebe Gott hatte sich in's Mittel gelegt, und ein Hof nach dem andern war in fremde Hände übergegangen. Zur Zeit, wo meine Erinnerung beginnt, war nur der Staatshof noch im Eigenthum der Familie; von dieser selbst aber Niemand übrig geblieben, als die alternde Besitzerin und ein kaum vierjähriges Kind, die Tochter eines früh verstorbenen Sohnes. Der letzte männliche Sprosse war als fünfzehnjähriger Knabe auf eine gewaltsame Weise um's Leben gekommen; auf der Fenne eines benachbarten Hofbesitzers hatte er ein einjähriges Füllen ohne Zaum oder Halfter bestiegen, war dabei von dem scheuen Thiere in die Trinkgrube gestürzt und ertrunken.

Mein Vater war der geschäftliche Beistand der alten Frau Rathmann van der Roden. — Gehe ich rückwärts

mit meinen Gedanken und suche nach den Plätzen, die von der Erinnerung noch ein spärliches Licht empfangen, so sehe ich mich als etwa vierjährigen Knaben mit meinen beiden Eltern auf einem offenen Wagen über den ebenen Marschweg dahin fahren; ich fühle plötzlich den Sonnenschein mit einem kühlen Schatten wechseln, der an der einen Seite von ungeheuren Bäumen auf den Weg hinausfällt: und während ich meinen kleinen Kopf über die Lehne des Wagenstuhls recke, um den breiten Graben zu sehen, der sich neben den Bäumen hinzieht, biegen wir gerade in die Schatten hinein und durch ein offenstehendes Gitterthor. Ein großer Hund fährt wie rasend an der Kette aus seinem beweglichen Hause auf uns zu: wir aber kutschiren mit einem Peitschenknall auf den Hof hinauf bis vor die Hausthür, und ich sehe eine alte Frau im grauen Kleide, mit einem feinen blassen Gesicht und mit besonders weißer Fraise auf der Schwelle stehen, während Knecht und Magd eine Leiter an den Wagen legen und uns zur Erde helfen. Noch rieche ich auf dem dunklen Hausflur den strengen Duft der Alandwurzel, womit die Marschbewohner zur Abwehr der Mücken allabendlich zu räuchern pflegen; ich sehe auch noch meinen Vater der alten Dame die Hand küssen; dann aber verläßt mich

die Erinnerung, und ich finde mich erſt nach einigen Stunden wieder, auf Heu gebettet, eine warme ſommerliche Dämmerung um mich her. Ich ſehe an den aus Heu und Korngarben gebildeten Wänden empor, die um mich her zwiſchen vier großen Ständern in die Höhe ragen; ſo hoch, daß der Blick durch ein wüſtes Dunkel hindurch muß, bis er auf's Neue in eine matte Dämmerung gelangt, die zwiſchen zahlloſen Spinngeweben aus einem Dachfenſterchen hereinfällt. Es iſt das ſogenannte „Viertant," worin ich mich befinde; der zum Bergen des Heues beſtimmte Raum im Innern des Hauſes, wovon das Hofgebäude in unſeren Marſchen die eigenthümlich hohe Bildung des Daches und ſeinen Namen „Heuberg" oder „Hauberg" erhalten hat. — Es iſt volle Sonntagsſtille um mich her. Aber ich bin hier nicht allein; in der gedämpften Helligkeit, die durch die offene Seitenwand aus der angrenzenden Loodiele hereinfällt, ſteht ein Mädchen meines Alters; die blonden Härchen fallen über ein blaues Blouſenkleid. Sie ſtreckt ihre kleinen Fäuſte über mir aus und beſtreut mich mit Heu; ſie iſt ſehr eifrig, ſie ſtöhnt und bückt ſich wieder und wieder. „So," ſagt ſie endlich und athmet dabei aus Herzensgrunde, „ſo, nun biſt du bald begraben!" Und wie ich eine Weile regungslos da liege, ſehe ich

durch die lose mich bedeckenden Halme, wie sie ihr Köpfchen zu mir niederbeugt, und wie sie dann plötzlich Kehrt macht und sich zu einer alten Bäuerin hinarbeitet, die mit einem Strickstrumpf in der Hand uns gegenüber sitzt. „Wieb," sagt sie, indem sie der Alten die Hand von der Wange zieht, „Wieb, ist er todt?"

Was die Alte hierauf geantwortet, erinnere ich nicht mehr; wohl aber, daß wir bald darauf durch einen dunklen Gang auf den Hausflur und von dort eine breite Treppe hinauf in die oberen Räume des Hauses geführt wurden; in ein großes Zimmer mit goldgeblümten Tapeten, in welchem viele Bilder von alten weiß gepuderten Männern und Frauen an den Wänden hingen. Meine Eltern und die übrigen Gäste sind eben von einer gedeckten Tafel aufgestanden, die sich mitten im Zimmer unter einer großen Krystallkrone befindet. Bald sitze ich in eine Serviette geknüpft der kleinen Anne Lene gegenüber; Wieb steht dabei und servirt uns von den Resten. Ich befinde mich sehr wohl; nur zuweilen stört mich ein Krächzen, das aus der Ferne zu uns herüber dringt. „Höre!" sag' ich und hebe meine kleinen Finger auf. Die alte Wieb aber kennt das schon lange. „Das sind die Raben," sagt sie „sie sitzen im Baumgarten, wir wollen sie nachher besuchen." —

Aber ich vergesse die Raben wieder; denn Mieß theilt zum Dessert noch die Zuckertauben von einer Conditortorte zwischen uns; nur es scheint nicht ganz unparteiisch herzugehen, denn Anne Lene erhält immer die Hahnenschwänze und die Kragentauben.

Etwas später sehe ich die Gesellschaft auf den geschlungenen Gartenwegen zwischen den blühenden Büschen promeniren; die alte Dame mit der Fraise, welche am Arme meines Vaters geht, beugt sich zu mir nieder und sagt, indem sie mir den Kopf aufrichtet: „Du mußt dich immer hübsch gerade halten, Kind!“ — Ich glaube noch jetzt, daß von dieser kleinen Ermahnung sich der fast scheue Respekt herschreibt, den ich, so lange sie lebte, vor dieser Frau behalten habe. — Doch schon faßt Mieß mich bei der Hand, und führt uns weit umher auf den sonnigen Steigen; zuletzt bis zur Graft hinunter, an der ein grader Steig entlang führt. So gelangen wir zu einem Gartenpavillon, in welchem die Gesellschaft bei offenen Thüren am Kaffeetische sitzt. Wir werden hereingerufen, und, da ich zögere, nimmt meine Mutter einen Zuckerkringel aus dem silbernen Kuchenkorb und zeigt mir den. Aber ich fürchte mich; ich habe gesehen, daß das hölzerne Haus auf dünnen Pfählen über dem Wasser steht: bis endlich doch die

vorgehaltene Lockspeise und die bunten Schäferbilder, die drinnen auf die Wände gemalt sind, mich bewegen hineinzutreten.

Mir ist, als hätte ich es mit einem besonders angenehmen Gefühl mit angesehen, wie Anne Lene von meiner Mutter auf den Schoos genommen und geküst wurde. Späterhin mögen die Männer, wie es dort gebräuchlich ist, zur Besichtigung der Rinder auf das Land hinaus gegangen sein: denn ich habe die Erinnerung, als sei bald eine Stille um mich gewesen, in der ich nur die sanfte Stimme meiner Mutter und andere Frauenstimmen hörte. Anne Lene und ich spielten unter dem Tische zu ihren Füßen: wir legten den Kopf auf den Fußboden und horchten nach dem Wasser hinunter. Zuweilen hörten wir es plätschern; dann hob Anne Lene ihr Köpfchen und sagte: „Hörst du, das thut der Fisch!" Endlich gingen wir in's Haus zurück: es war kühl und ich sah die Büsche des Gartens alle im Schatten stehen. Dann fuhr der Wagen vor; und in dem Schlummer, der mich schon unterwegs überkam, endete dieser Tag, von dem ich bei ruhigem Nachsinnen nicht außer Zweifel bin, ob er ganz in der erzählten Weise jemals da gewesen, oder ob nur meine Phantasie die zerstreuten Vorfälle ver-

schiedener Tage in diesen einen Rahmen zusammen gedrängt hat.

Späterhin, als sich allmählig die Hülfsbedürftigkeit des Alters einstellte, zog die Frau Rathmann von der Roden mit ihrer Enkelin in die Stadt, und ließ den Hof unter der Aufsicht des früheren Baufknechtes Marten und seiner Ehefrau, der alten Wieb. Vor dem Hause, welches sie einige Straßen von dem unseren entfernt bewohnte, standen granitne Pfeilersteine, die durch schwere eiserne Ketten mit einander verbunden waren. Wir Jungen, wenn wir auf unserem Schulwege vorübergingen, unterließen selten uns auf diese Ketten zu setzen und, mit Tafel und Ranzen auf dem Rücken, einige Male hin- und herzuschaukeln. Aber ich erinnere noch gar wohl, wie wir auseinander stoben, wenn Einer von uns das Gesicht der alten Dame hinter den Geranienbäumen am Fenster gewahrte, oder gar, wenn sie mit einer gemessenen Bewegung den Finger gegen uns erhoben hatte.

Deßungeachtet ließ ich mir gern, was öfters geschah, vom Vater eine Bestellung an sie auftragen. Ich weiß nicht mehr, war es das kleine zierliche Mädchen, das mich anzog, oder war es die alte Schatulle, deren Ra-

ritäten ich in besonders begünstigter Stunde mit ihr beschauen durfte: die goldenen Schaumünzen, die seidenen bunt bemalten Fächer oder oben auf dem Aufsatz der Schatulle die beiden Pagoden von chinesischem Porzellan, die schon vom Flur aus durch die Fenster der Stubenthür meine Augen auf sich zogen. Am Sonnabend Nachmittage stellte ich mich regelmäßig ein, um die Frau Rathmann mit der kleinen Anne Lene zum Sonntag auf den Kaffee einzuladen, was bis zur letzten Zeit vor ihrem Absterben ebenso regelmäßig von ihr angenommen wurde. Am Tage darauf präcise um drei Uhr hielt dann die schwere Klosterkutsche vor unserer Haustreppe; unsere Mägde hoben die alte Dame und ihr Enkelchen aus dem Wagen und meine Mutter führte sie in das Festzimmer des Hauses, das schon von dem Dufte des Kaffee's und des sonntäglichen Gebäckes erfüllt war. Wenn dann die Enveloppen und Tücher abgelegt waren, und die beiden Damen sich gegenüber an dem sauber servirten Tische Platz genommen hatten, durften auch wir Kinder uns an ein Nebentischchen setzen, und erhielten unseren Antheil an den „Giermahnen" und „Bieschen," oder wie sonst die schönen Sachen damals heißen mochten. Mir ist indessen, wenn ich dieser Sonntag-Nachmittage gedenke, als sei ich niemals

unglücklicher in den Versuchen gewesen, meinen Kaffee aus der Ober- in die Untertasse umzuschütten; und ich fühle noch die strengen Blicke, die mir die alte Dame von ihrem Sitze aus hinüberſandte, während meine Mutter mir meine kleine Gespielin zum Muster aufstellte, von der ich nicht erinnere, daß ſie jemals beim Trinken die Serviette oder ihr weißes Kleid befleckt hätte.

Ein ſolcher Sonntag-Nachmittag, nachdem ſchon einige Jahre in dieſer Weiſe vorübergegangen waren, iſt mir beſonders im Gedächtniß geblieben. — Ich hatte mich in dem angenehmen Bewußtſein des Feiertages in unſerem Hofe umhergetrieben und war endlich in das Waſchhaus gelangt, das am Ende deſſelben lag. Auch hier hatte ſich der Sonntag bemerklich gemacht: die föhrenen Tiſche waren geſcheuert, die holländiſchen Klinker, womit der Boden gepflaſtert war, ſahen ſo feucht und friſch geſpült aus; dabei war eine ſo liebliche Kühle, daß ich mich faſt gedankenlos an einen Tiſch lehnte und auf das träumeriſche Gackeln der Hühner lauſchte, das aus dem anſtoßenden Hühnerhof zu mir herein drang. Nach einer Weile hörte ich drunten im Wohnhauſe aus der Keller-Etage das Kaffeegeſchirr herauf tragen, das Klirren der Taſſen und Kaffeelöffel; und endlich vernahm ich auch von der Straße her das

Anfahren der Kutsche und bald darauf das Aufschlagen der Hausthür. Aber das süße Gefühl, die Nachmittagsfeier so ganz unangebrochen vor mir zu haben, ließ mich immer noch zögern, in's Haus hinab zu gehen. Da vernahm ich das Summen des Fliegenschwarms, der in der Sonne an der offenen Thür gesessen. — Anne Lene war unbemerkt heran getreten. Noch sehe ich sie vor mir, die kleine leichte Gestalt, wie sie ruhig auf der Schwelle stand, den Strohhut am Bande in der Hand hin und her schwenkend, während die Sonne auf das goldklare Haar schien, das ihr in kleinen Locken um das Köpfchen ging. Sie nickte mir zu, ohne weiter heran zu treten, und sagte dann: „Du solltest herein kommen!"

Ich kam noch nicht; meine Augen hafteten noch an dem weißen Sommerkleidchen, an der himmelblauen Schärpe und zuletzt an einem alten Fächer, den sie in der Hand hielt: „Willst du nicht kommen Marx!" fragte sie endlich. „Großmutter hat gesagt, wir sollten einmal die Menuet wieder mit einander üben."

Ich war das wohl zufrieden. Wir hatten vor einigen Wochen in der Tanzschule diese altfränkischen Künste auf den gemeinsamen Wunsch der Frau Rathmann und meines Vaters mit besonderer Sorgfalt eingeübt.

Wir gingen also hinein; ich machte meine Reverenz vor Anne Lene's Großmutter, und trank, um mich schon jetzt meiner zierlichen Partnerin würdig zu zeigen, meinen Kaffee mit besonderer Behutsamkeit. Späterhin, als mein Vater in's Zimmer getreten war und sich mit seiner alten Freundin in geschäftliche Angelegenheiten vertiefte, nahm meine Mutter uns mit in die gegenüberliegende Stube und setzte sich an das aufgeschlagene Clavier. Sie hatte den Don Juan auf's Pult gelegt. Wir traten einander gegenüber und ich machte mein Compliment, wie der Tanzmeister es mich gelehrt hatte. Meine Dame nahm es huldvoll auf, sie neigte sich höflich, sie erhob sich wieder und als die Melodie erklang: „Du trippst mich vor Allen; Zerlinchen tanz' mit mir," da glitten die kleinen Füße in den Corduanstiefelchen über den Boden, als ginge es über eine Spiegelfläche hin. Mit der einen Hand hielt sie den aufgeschlagenen Fächer gegen die Brust gedrückt, während die Fingerspitzen der andern das Kleid empor hoben. Sie lächelte! das feine Gesichtchen strahlte ganz von Stolz und Anmuth. Meine Mutter, während wir hin und her chassirten, uns näherten und verneigten, sah schon lange nicht mehr auf ihre Tasten; auch sie, wie ihr Sohn, schien die Augen nicht abwenden zu können

von der kleinen schwebenden Gestalt, die in graziöser Gelassenheit die Touren des alten Tanzes vor ihr ausführte.

Wir mochten auf diese Weise bis zum Trio gelangt sein, als die Stubenthür sich langsam öffnete und ein dickköpfiger Nachbarsjunge hereintrat, der Sohn eines Schuhflickers, der mir an Werkeltagen bei meinem Räuber- und Soldatenspiel die vortrefflichsten Dienste leistete. „Was will der?“ fragte Anne Lene, als meine Mutter einen Augenblick inne hielt. — „Ich wollte mit Marz spielen,“ sagte der Junge, und sah verlegen auf seine groben Nagelschuhe.

„Setze dich nur, Simon,“ erwiderte meine Mutter, „bis der Tanz aus ist; dann könnt ihr alle mit einander in den Garten gehen.“ Damit nickte sie zu uns hinüber, und begann das Trio zu spielen. Ich avancirte; aber Anne Lene kam mir nicht entgegen; sie ließ die Arme herab hängen und musterte mit unverkennbarer Verdrossenheit den struppigen Kopf meines Spielkameraden.

„Nun,“ fragte meine Mutter, „soll Simon nicht sehen, was ihr gelernt habt?“

Allein die kleine Patrizierin schien durch die Gegenwart dieser Werkeltags-Erscheinung in ihrer idealen

Stimmung auf eine empfindliche Weiſe geſtört zu ſein. Sie legte den Becher auf den Tiſch und ſagte: „Laß Mary mit mit dem Jungen ſpielen.“

Ich fühle noch jetzt mit Beſchämung, daß ich dem ſchönen Kinde zu gefallen, wenn auch nicht ohne ein deutliches Vorgefühl von Reue, meinen liebeiſchen Günſtling fallen ließ. „Geh nur Simon,“ ſagte ich mit einiger Beklemmung, „ich habe heute keine Luſt zu ſpielen!“ Und der arme Junge rutſchte von ſeinem Stuhle und ſchlich ſich ſchweigend wieder von dannen.

Meine Mutter ſah mich mit einem durchdringenden Blick an; und ſowohl ich wie Anne Lene, als dieſe ſpäterhin in ein näheres Verhältniß zu unſerem Hauſe trat, haben noch manche kleine Predigt von ihr hören müſſen, die aus dieſer Geſchichte ihren Text genommen hatte. Damals aber hatten die kleinen tanzenden Füße mein ganzes Knabenherz verwirrt. Ich dachte nichts als Anne Lene; und als ich ihr am Montage darauf ein vergeſſenes Arbeitskörbchen in's Haus brachte, hatte ich es zuvor ganz mit Zuckerplätzchen angefüllt, deren Ankauf mir nur durch Aufopferung meiner ganzen kleinen Baarſchaft möglich geworden war.

Etwa ein Jahr ſpäter kam ich einen Nachmittage auf der Heimkehr von einer Armenviſite an Anne Lene's Wohnung vorüber. Da die Hausthür offen ſtand, ſo fiel es mir ein hinein zu gehen, um eine Kleinigkeit, die ich unterwegs für ſie eingehandelt hatte, ſchon jetzt in ihre Hand zu legen. Ich trat in den Flur und blickte durch die Glasſcheiben der Stubenthür; aber ich gewahrte Niemanden. Es war eine ſeltſame Einſamkeit im Zimmer; der weiße Sand lag ſo unberührt auf der Diele, und drüben der Spiegel war mit weißen Damaſttüchern zugedeckt. Während ich dies betrachtete und eine unbewußte Scheu mich hinderte hineinzutreten, hörte ich in der Tiefe des Hauſes eine Thür gehen, und bald darauf ſah ich meinen Vater mit einem ſchwarz gekleideten Kinde an der Hand auf mich zukommen. Es war Anne Lene; ihre Augen waren vom Weinen geröthet, und über der ſchwarzen Kleidtaille erſchienen das blaſſe Geſichtchen und die feinen goldblonden Haare noch um vieles zärtlicher, als ſonſt. Mein Vater begrüßte mich und ſagte dann, indem er ſeine Hand auf den Kopf des Mädchens legte: „Ihr werdet jetzt Geſchwiſter ſein; Anne Lene wird als meine Mündel von nun ab in unſerem Hauſe leben, denn ihre Großmutter, Deine alte Freundin, iſt geſtorben."

Ich hörte eigentlich nur den ersten Theil dieser Nachricht; denn die bestimmte Aussicht, nun fortwährend in Gesellschaft des anmuthigen Mädchens zu sein, erregte in meiner Phantasie eine Reihe von heiteren Vorstellungen, die mich den Ort, an welchem wir uns befanden, vollständig vergessen machten. Ich merkte es kaum, als Anne Lene ihre Arme um meinen Hals legte und mich küßte, während ihre Thränen mein Gesicht benetzten.

Einige Tage darauf fand das Leichenbegängniß statt mit aller Feierlichkeit patrizischen Herkommens, so wie die Verstorbene es bei Lebzeiten in allen Punkten selbst verordnet hatte. Ich befand mich mit meiner Mutter und Anne Lene im Sterbehause. Noch sehr wohl erinnere ich mich, wie das Geläute der Glocken, die gedämpfte Redeweise, in der alle die schwarzen Leute mit einander verkehrten, und die kolossalen, florbehangenen Wachskerzen, welche brennend vor dem Sarge hinaus getragen wurden, ein angenehmes Feiertagsgefühl in mir erregten, das dem unwillkürlichen Grauen vor diesem Gepränge vollkommen die Wage hielt.

Am andern Tage begann der werktägige Gang des Lebens wieder. Anne Lene war nun zwar mit mir in einem Hause, aber die Zeit unseres Beisammenseins bestand nicht mehr wie sonst nur in sonntäglichen Spiel-

stunden. Meine Hausarbeiten für das Gymnasium wurden von meinem Vater noch strenger überwacht als sonst, und Anne Lene war außer ihren Schulstunden meist unter der Aufsicht der Mutter beschäftigt. Während meiner Freistunden nahmen die eigentlichen Knabenspiele einen immer größern Raum ein, und ich habe meine kleine Freundin nie bewegen können, unsere Räuberspiele mitzumachen oder auch nur in dem türkischen Zelte Platz zu nehmen, das ich vom alten Teppichen in der Ecke eines Birnbaumes aufgeschlagen hatte.

Nur eine Freude blieb uns fast während unserer ganzen Jugend gemeinschaftlich. — Die Ländereien des Staatshofes waren seit dem Tode der alten Frau Rathmann an einen benachbarten Hofbesitzer verpachtet, während man das Wohnhaus mit der Hälfte unter der Aufsicht der alten Lieb und ihres Mannes ließ. Da der Hof nur eine halbe Stunde von der Stadt lag, so war uns ein für alle Mal erlaubt, Sonntags nach Tische dort hinaus zu gehen. Und wie oft sind wir diesen Weg gegangen! Auf der ebenen Marschlandstraße bis zum Dorfe und dann seitwärts über die Fennen von einem Deich zum andern, bis wir die dunkle Baumgruppe des Hofes erreicht hatten, die schon beim Austritt aus der Stadt auf der weiten Ebene sichtbar war. Wie oft

beim Gehen wandten wir uns um und maaßen die Strecke, die wir schon zurückgelegt hatten, und sahen zurück nach den Thürmen der Stadt, die im Sonnendufte hinter uns lagen. Denn mir ist, als habe an jenen Sonntag-Nachmittagen immer die Sonne geschienen und als sei die Luft über dieser endlosen grünen Wiesenfläche immer voll von Vergnügtsein gewesen.

Den alten Leuten auf dem Hofe war im untern Stock des Hauses ein früher von der Familie bewohntes Zimmer zu Benutzung angewiesen; allein sie bewohnten nach eigener Wahl nach wie vor das Gesindezimmer, da dieses mit dem Stall und den übrigen Wirthschaftsraumen in Verbindung stand. Gewöhnlich kam uns der alte Matten in sonntäglich weißen Hemdärmeln schon vor dem Thore entgegen und reichte uns in seiner schweigsamen Art die Hand; er konnte es nicht lassen, nach seinen jungen Gästen auszuschen. Hatten wir uns etwas verspätet, so trafen wir ihn wohl schon auf unserem Wege draußen auf den Zennen, seinen unzertrennlichen Begleiter, den Springstock, auf der Schulter; und während Anne Lene auf dem Fußbrett um die Hecken ging, lehrte er mich nach Landesweise über die Gräben zu „lepen.“ Im Zimmer drinnen pflegte dann auf dem langen blank gescheuerten Tische schon der Kaffeekessel seinen Duft zu

verbreiten, und die alte Bieb, wenn ſie mir die Hand gegeben und ihrem Lieblingskinde die heißen Haare von der Stirn geſtrichen hatte, ſchenkte uns viele Taſſen ein, ſo viele, als wir immer trinken konnten, und dann noch eine „für's Nothigen," wie ſie ſagte. Wenn wir uns auf dieſe Weiſe erquickt hatten und das Geſchirr wieder abgeräumt war, holte die Alte ihr Rad aus dem Winkel hinter der Truhkiſte hervor und begann zu ſpinnen. Sie ließ dann wohl den Faden durch Anne Lene's Finger gleiten und zeigte uns die Glätte und Feinheit deſſelben: denn, wie ſie mir ſpäter einmal vertraute, es ſollte aus dem Flachſe, den ſie Sonntags ſpann, das Brautlinnen für ihre junge Herrſchaft gewebt werden. — Aber es duldete uns nicht lange neben ihr; wir ruhten nicht, bis ſie uns ihr großes Schlüſſelbund eingehändigt hatte, in deſſen Beſitz wir dann die dunkle Treppe nach dem obern Stockwerk hinaufſtiegen und eine nach der andern die Thüren zu den verodeten Zimmern aufſchloſſen, in denen die feuchte Marſchluft ſchon längſt an Decken und Wänden ihren Zerſtörungs-Proceß begonnen hatte. Wir betraten dieſe Räume mit einer lüſternen Neugierde, obgleich wir wußten, daß nichts darin zu ſehen ſei, als die halb erloſchenen Tapeten und etwa in dem einen Seitenzimmer das leere Bettgeſtell der verſtorbenen Be-

ſitzer. Wenn wir zu lange blieben, rief die Alte uns wohl herunter und ſchickte uns in den Garten, der vor dem Hauſe lag. Aber die Einſamkeit, die oben in den verlaſſenen Zimmern herrſchte, war auch dort. Wohin man ſehen mochte, zwiſchen den hohen Sträuchern hing das Geſpinnſt der Jungfernrebe; über den mit Gras bewachſenen Steigen in den rothblühenden Himbeerbüſchen hatten die Wespen ihre pappenen Neſter aufgehangen. Obwohl ſeit Jahren keine pflegende Hand dort gewaltet, ſo wuchs doch Alles in der größten Ueppigkeit durcheinander, und Mittags in der ſchwülen Sommerzeit, wenn Jasmin und Caprifolien blühten, lag die alte Hauberg wie in Duft begraben. — Anne Lene und ich drangen gern auf's Geradewohl in dieſen Blüthenwald hinein, um uns den Reiz eines gefahrloſen Irregehens zu verſchaffen; und nicht ſelten glückte es, daß wir uns nach der feuchten Laube im Winkel des Gartens hinzuarbeiten meinten, und ſtatt deſſen unerwartet vor dem alten Pavillon ſtanden, welcher jetzt zur zeitweiligen Aufbewahrung von Sommerfrüchten diente. Dann ſahen wir durch die erblindeten Fenſterſcheiben nach dem zärtlichen Schäferpaar hinüber, das noch immer, wie vor Jahren, auf der Mitte der Wand im Graſe kniete, und rüttelten vergebens an den Thüren, welche von der alten

Wieh sorgfältig verschlossen gehalten wurden: denn der Fußboden drinnen war unsicher geworden und hier und dort konnte man durch die Ritzen in den Dielen auf das darunter stehende Wasser sehen.

So verging die Zeit. — Anne Lene war, ehe ich mich dessen versehen, ein erwachsenes Mädchen geworden, während ich noch kaum zu den jungen Menschen zählte. Ich bemerkte dies eigentlich erst, als sie eines Tages mit veränderter Frisur in's Zimmer trat. Seitdem sie selbst für ihre Kleidung sorgte, war diese fast noch einfacher als zuvor; besonders liebte sie die weiße Farbe, so daß mir diese in der Erinnerung von der Vorstellung ihrer Persönlichkeit fast unzertrennlich geworden ist. Nur einen Luxus trieb sie; sie trug immer die feinsten englischen Handschuhe, und da sie dessen ungeachtet sich nicht scheute überall damit hinzufassen, so mußte das getragene Paar bald durch ein neues ersetzt werden. Meine bürgerlich sparsame Mutter schüttelte vergebens darüber den Kopf. Aus dem nachgelassenen Schmuckkästchen ihrer Großmutter nahm sie an ihrem Confirmationstage ein kleines Kreuz von Diamanten, das sie seitdem an einem schwarzen Bande um den Hals trug. Sonst habe ich niemals einen Schmuck an ihr gesehen.

Die Zeit rückte heran, wo ich zum Studium der Arzneiwiſſenſchaft die Univerſität beſuchen ſollte. — In Anne Lene's Geſellſchaft machte ich meinen Abſchiedsbeſuch bei unſern alten Freunden auf dem Staatshof. Wir kamen eben von einer Fenne, wo der Pächter, wie es dort gebräuchlich iſt, ſeine Rapsſaat-Erndte auf einem großen Segel ausdreſchen ließ. Nach der Sitte des Landes, die bei der ſchweren Arbeit den Leuten in jeder Weiſe geſtattet ſich die Bruſt zu lüften, waren wir mit einem ganzen Schauer von Schimpf- und Neckworten überſchüttet worden; weder meine rothe Schülermütze, noch meine damals allerdings „in's Kraut geſchoſſene" Figur war verſchont geblieben. Auch Anne Lene hatte ihr Theil bekommen; aber man wußte kaum, waren es Spottreden oder unbewußte Huldigungen; denn Alles bezog ſich am Ende doch nur auf den Gegenſatz ihres zarten Weſens zu der derben und etwas ſchwerfälligen Art des Landes. Und in der That, wenn man ſie betrachtete, wie der Sommerwind ihr die kleinen goldklaren Locken von den Schläfen hob, und wie ihre Füße ſo leicht über das Gras dahin ſchritten, ſo konnte man kaum glauben, daß ſie hier zu Haus gehöre. Das kleine Kreuz, welches an dem ſchwarzen Bändchen an ihrem Halſe funkelte

mochte bei den Arbeitern diesen Eindruck noch vermehren helfen.

Als wir auf die Werfte kamen, fanden wir die alte Lieb in Zank mit einer Bettlerin vor der Hausthür stehen, die sie vergeblich abzuweisen suchte. Die leidenschaftlichen Geberden dieses noch ziemlich jungen Weibes waren mir wohl bekannt; sie ging auch in der Stadt alle Sonnabend von Thür zu Thür, und zehrte dabei seit Jahren an dem Gedanken, daß sie von dem alten Rathmann van der Roden, dem in seiner Amtsführung die obervormundschaftlichen Angelegenheiten übertragen waren, um ihr mütterliches Erbtheil betrogen sei. Sie war in Folge derartiger Aeußerungen schon mehrfach zur Strafe gezogen; und jetzt schien sie, nach dem beiderseitigen Betragen zu urtheilen, fest entschlossen, auch der alten Dienerin der van der Rodenschen Familie diese verhaßte Geschichte vorzutragen.

Die Streitenden rührten sich bei unserer Ankunft in ihrem Eifer nicht von der Stelle, und da wir nach dem Flur zwischen beiden hindurch mußten, so nahm Anne Lene ihr Kleid zusammen, um nicht an das der Bettlerin zu streifen.

Aber diese verrat ihr den Weg. „Ei, schöne Mamsell," sagte sie, indem sie einen tiefen Knix vor ihr machte und

mit einer abscheulichen Koketterie ihre durchlöcherten Röcke schwenkte, „habe sie keine Angst, meine Lumpen sind alle gewaschen! Freilich die seidenen Bändchen sind längst davon, und die Strümpfe, die hat dein Großvater selig mir ausgezogen; aber wenn dir die Schuhe noch gefällig sind?“

Und bei diesen Worten zog sie die Schlumpen von den nackten Füßen und schlug sie an einander, daß es klatschte. „Greif zu, Goldkind,“ rief sie, „greif zu! Es sind Bettelmannsschuhe, du kannst sie bald gebrauchen.“

Anne Lene stand ihr völlig regungslos gegenüber; Wieb aber, deren Augen mit Aengstlichkeit an ihrer jungen Herrin hingen, griff in die Tasche und drückte der Bettlerin eine Münze in die Hand. „Geh nun Trin',“ sagte sie, „du kannst zur Nacht wiederkommen; was hast du nun noch hier zu suchen?“

Allein diese ließ sich nicht abweisen. Sie richtete sich hoch auf, indem sie mit einem Ausdruck überlegenen Hohnes auf die Alte herabsah. „Zu suchen?“ rief sie, und verzog ihren Mund, daß das blendende Gebiß zwischen den Lippen hervortrat. „Mein Muttergut such' ich, womit ihr die Löcher in eurem alten Dache zugestopft habt.“

Vieh machte Miene, Anne Lene in's Haus zu ziehen.

„Bleib' sie nur, Mamsell," sagte das Weib und ließ die empfangene Münze in ihre Tasche gleiten, „ich gehe schon; es ist hier doch nichts mehr zu finden. Aber," fuhr sie fort mit einer geheimnißvollen Geberde sich gegen die Alte neigend, „auf deinem Heuboden schlafe ich nicht wieder. Es geht was um in eurem Hause, das pflückt des Nachts den Mörtel aus den Fugen. Wenn nur das alte hoffärtige Weib noch mit darunter säße, damit ihr alle auf einmal euren Lohn bekämet!"

Auf Anne Lene's Antlitz drückte sich ein Erstaunen aus, als sei sie durch diese Worte wie von etwas völlig Unmöglichem betroffen worden. „Vieh," rief sie, „was sagt sie? Wen meint sie, Vieh?"

Mich übermannte bei dem Anblick meiner jungen hülflosen Freundin der Zorn; und ehe das Weib zu einer Antwort Zeit gewann, packte ich sie am Arm und zerrte sie den Hof hinunter bis draußen auf den Weg. Aber noch als ich das Gitterthor hinter ihr zugeworfen hatte und wieder auf die Werfte hinauf ging, hörte ich sie ihre leidenschaftlichen Verwünschungen ausstoßen. „Geh nach Haus, Junge," schrie sie mir nach, „dein Vater ist

ein ehrlicher Mann; was läufſt du mit der Dirne in der Welt umher!“ —

Drinnen im Geſindezimmer fand ich Anne Lene vor ihrer alten Wärterin auf den Knieen liegen, den Kopf in ihren Schooß gedrückt. „Wieb,“ ſprach ſie leiſe, „ſag' mir die Wahrheit, Wieb!“

Die Alte ſchien um Worte verlegen. Sie ſchalt auf die Bettlerin, und redete dies und das von allgemeinen Dingen, indem ſie ihre rauhe Hand liebkoſend über das Haar ihres Lieblings hingleiten ließ. „Was wird es ſein,“ ſagte ſie, „dein Großvater und dein Urgroßvater waren große Leute; die Armen ſind immer den Reichen heimlich feind!“

Anne Lene, die bis dahin ruhig zugehört hatte, erhob den Kopf und ſah ſie zweifelnd an. „Es mag doch wohl anders geweſen ſein, Wieb;“ ſagte ſie traurig, „du mußt mich nicht belügen!“

Was weiter zwiſchen den Beiden geſprochen worden, weiß ich nicht; denn ich verließ nach dieſen Worten das Zimmer, da ich glaubte, die Alte werde das Gemüth des Mädchens leichter zur Ruhe ſprechen, wenn ſie allein ſich gegenüber wären. — Aber nach einigen Tagen war das Diamantkreuz von Anne Lene's Hals verſchwunden.

und ich habe dieſes Zeichen alten Glanzes niemals wieder von ihr tragen ſehen.

Ich mochte etwa ein Jahr lang in der Univerſitätsſtadt geweſen ſein, als ich durch einen Brief meines Vaters die Nachricht von Anne Lene's Verlobung mit einem jungen Edelmann erhielt. Er theilte mir die Sache mit, ohne ein Wort der Billigung oder Mißbilligung von ſeiner Seite hinzuzufügen. — Der Bräutigam war mir wohl bekannt; ſeine Familie ſtammte aus unſerer Stadt, und er ſelbſt hatte ſich kurz vor meiner Abreiſe wegen einer Erbſchafts-Angelegenheit dort aufgehalten. Da er ſich hierbei meines Vaters als Geſchäfts-Beiſtandes bediente und keine weiteren Bekanntſchaften in der Stadt hatte, ſo war er in unſerem Hauſe ein oft geſehener Gaſt geworden. — Mir waren die blanken braunen Augen dieſes Menſchen vom erſten Augenblick an zuwider geweſen; und auch jetzt noch ſchienen ſie mir nichts Gutes zu verſprechen. Doch ſagte ich mir ſelbſt, daß dieſe Meinung keine unparteiiſche ſei. Ich war von dem Herrn Kammerjunker als ein junger bürgerlicher Menſch von vorne herein mit einer mir ſehr empfindlichen Oberflächlichkeit behandelt worden; er hatte in meiner Gegenwart in der Regel gethan, als ob ich

ger nicht vorhanden ſei; was aber das Schlimmſte war, ich hatte zu bemerken geglaubt, daß er meiner jungen Freundin nicht in gleichem Grade wie mir mißfallen wollte.

Obgleich die ſeit meiner Knabenzeit in mir keimende Neigung für Anne Lene, da ſie keine Erwiderung gefunden, niemals zur Entfaltung gekommen war, ſo wurde ich doch jetzt durch die Nachricht ihrer Verbindung mit einem mir ſo verhaßten Manne auf das Heftigſte erſchüttert und, ich darf wohl ſagen, beunruhigt. Meine Phantaſie ließ nicht nach, mir die kleinſten Züge ſeines Weſens wieder und wieder vor Augen zu führen; und beſonders mußte ich mich eines übrigens geringfügigen Vorfalles erinnern, der mich gegen die Natur dieſes Menſchen in völligen Widerſpruch ſetzte.

Es war im Spätſommer; unſere Familie ſaß in der Liguſterlaube beim Nachmittags-Kaffee, wozu außer dem alten Syndicus auch der Kammerjunker ſich eingefunden hatte. Die Herren mochten, ehe ich hinzukam, geſchäftliche Sachen erörtert haben; denn das alte Porzellan-Schreibzeug meines Vaters ſtand neben dem übrigen Geſchirr auf dem Tiſche. Anne Lene ging in ſtiller Geſchäftigkeit ab und zu; bald um im Hauſe die Bunzlauer Kanne auf's Neue zu füllen, bald um die

Wachskerze für die Thonpfeife des Syndicus anzuzünden, die über dem Plaudern immer wieder ausging. Das Gespräch der beiden älteren Herren hatte sich mittlerweile auf städtische Angelegenheiten gewandt, welche für den Fremden wenig Interesse boten. Er hatte die Arme vor sich auf den Tisch gestreckt und schien seinen eigenen Gedanken nachzugehen; nur wenn draußen zwischen den sonnigen Beeten das Kleid des jungen Mädchens sichtbar wurde, hob er die Augenlider und sah nach ihr hinüber. Es war in diesem lässigen Anschauen etwas, das mich in einen ohnmächtigen Zorn versetzte; zumal als ich sah, wie Anne Lene die Augen niederschlug und sich, wie um Schutz zu suchen, an meiner Mutter Seite auf das äußerste Ende der Bank setzte. Der Kammerjunker, ohne sie weiter zu beachten, haschte eine Mücke, die eben an ihm vorüberflog. Ich sah, wie er sie an den Flügeln sorgsam zwischen seinen Fingern hielt; wie er den Kopf herabneigte und die hülflosen Bewegungen des Geschöpfes mit Aufmerksamkeit zu betrachten schien. Nach einer Weile nahm er die neben ihm liegende Schreibfeder, tauchte sie in das Dintefaß und begann nun nach einander Kopf und Brustschild seines kleinen Opfers in langsamen Zügen damit zu bestreichen. Bald aber änderte er sein Verfahren; er zog die Feder zurück

und führte sie wie zum Stoße wiederholt gegen die Brust der Creatur, welche mit den feinen Füßen die auf sie eindringende Spitze vergebens abzuwehren strebte. Seine blanken Augen waren ganz in dies Geschäft vertieft. Endlich aber schien er dessen überdrüssig zu werden; er durchstach das Thier und ließ es vor sich auf den Tisch fallen, indem er zugleich eine Frage meines Vaters beantwortete, die seine Aufmerksamkeit erregt haben mochte. — Ich hatte wie gebannt diesem Vorgange zugesehen, und Anne Lene schien es ebenso ergangen; denn ich hörte sie aufathmen, wie Jemand, der von einem auf ihm lastenden Druck mit einem Male befreit wird.

Einige Tage darauf vermißten wir Anne Lene bei der Mittagstafel, was sonst niemals zu geschehen pflegte. — Als ich, um sie zu suchen, in den Garten trat, begegnete mir der Kammerjunker, der wie gewöhnlich mit einem halben Kopfnicken an mir vorbeipassirte. Da ich Anne Lene nicht gewahrte, so ging ich in den untern Theil des Gartens, in welchem mein Vater eine kleine Baumschule angelegt hatte. Hier stand sie mit dem Rücken an einen jungen Apfelbaum gelehnt. Sie schien ganz einem innern Erlebniß zugewendet; denn ihre Augen starrten unbeweglich vor sich hin, und ihre kleinen Hände lagen

fest geschlossen auf der Brust. Ich fragte sie: „Was ist denn dir begegnet, Anne Lene?“ Aber sie sah nicht auf; sie ließ die Arme sinken und sagte: „Nichts, Marx; was sollte mir begegnet sein?“ Zufällig aber hatte ich bemerkt, daß die Krone des kleinen Baumes wie von einem Pulsschlage in gleichmäßigen Pausen erschüttert wurde, und es überkam mich eine Ahnung dessen, was hier geschehen sein konnte; zugleich ein Reiz, Anne Lene fühlen zu lassen, daß sie mich nicht zu täuschen vermöge. Ich zeigte mit dem Finger in den Baum und sagte: „Sieh nur, wie dir das Herz klopft!“

Diese Vorfälle, welche damals bei der kurz danach erfolgten Abreise des Kammerjunkers bald von mir vergessen waren, ließen nun nicht ab mich zu beunruhigen, bis sie endlich von den Leiden und Freuden des Studentenlebens auf's Neue in den Hintergrund gedrängt wurden.

Ich habe nicht von mir zu reden.

Etwa zwei Jahre später um Ostern kehrte ich als junger Doctor promotus in die Heimath zurück. Schon vorher hatte man mir geschrieben, daß das fortdauernde Sinken der Landpreise den Verkauf des Staatshofes nöthig machen werde, und daß Anne Lene aus einer

immerhin noch reichen Erbin wahrſcheinlich ein armes Mädchen geworden ſei. Nun erfuhr ich noch dazu, daß auch ihre Verlobung ſich aufzulöſen ſcheine. Die Briefe des Bräutigams waren allmälig ſeltener geworden und ſeit einiger Zeit ganz ausgeblieben. Anne Lene hatte das ohne Klage ertragen; aber ihre Geſundheit hatte gelitten und ſie befand ſich gegenwärtig ſchon ſeit einigen Wochen zu ihrer Erholung draußen auf dem Staatshof, wo man eins der kleineren Zimmer in der Ober-Etage für ſie in Stand geſetzt hatte.

Obwohl ich ſeit ihrem Brautſtande nicht an ſie geſchrieben, ſo konnte ich doch nicht unterlaſſen, noch am Tage meiner Ankunft zu ihr hinaus zu gehen. — Es war ſchon ſpät Nachmittags, als ich den Staatshof erreichte. Die alte Wieb fand ich draußen auf dem Wege an einem Heck ſtehen, von wo ein Fußſteig über die Fennen nach dem Deiche zu führte. Sie hatte mich nicht kommen ſehen, da ſie den Rücken gegen den Weg kehrte, und als ich unvermerkt ihre harte Hand erfaßte, vermochte ſie mich erſt nicht zu erkennen. Bald aber trat ein Ausdruck der Freude in das alte Geſicht, und ſie ſagte: „Gott ſei Dank, daß du da biſt, Marx! So eine treue Seele thut uns grade noth!“

„Wo iſt Anne Lene?“ fragte ich. Die Alte zeigte

mit der Hand in's Land hinaus und sagte bekümmert: „Da geht sie wieder in der Abendluft!"

Etwa auf dem halben Wege nach dem Haf-Deiche, der hier nördlich von dem Hofe die Landschaft gegen das Meer hin abschließt, sah ich eine weibliche Gestalt über die Kennen gehen. „Sep' nur den Kessel on's Feuer, Wieb," sagte ich, „ich will sie holen, wir kommen bald zurück." — Nach einer Weile hatte ich Anne Lene erreicht. Als ich ihren Namen rief, stand sie still und wandte den Kopf nach mir zurück. Ich fühlte plötzlich, wie viel von ihrem Bilde in meiner Erinnerung erloschen sei. So lieblich hatte ich sie mir nicht gedacht; und doch war sie dieselbe noch; nur ihre Augen schienen dunkler geworden und die Linien des zarten Profils waren ein wenig schärfer gezogen als vor Jahren. Ich faßte ihre beiden Hände. „Liebe Anne Lene," sagte ich, „ich bin eben angekommen; ich wollte dich noch heute sehen!"

„Ich danke dir, Marx," erwiderte sie, „ich wußte, daß du dieser Tage kommen würdest." — Aber ihre Gedanken schienen nicht bei diesem Zukommen zu sein; denn sie wandte die Augen sogleich wieder von mir ab und begann auf dem Fußsteige weiter zu gehen. „Begleite mich noch ein wenig," fuhr sie fort, „wir gehen dann zusammen nach dem Hof zurück."

„Aber es wird kalt, Anne Lene?“

„Oh, es ist nicht so kalt,“ sagte sie, indem sie das große Shawltuch fester um die Schultern zog. — So gingen wir denn weiter. Ich suchte allerlei Gespräch; aber keines wollte gelingen. Es wurde schon abendlich; ein frischer Nordwest wehte vom Meer über die Landschaft, und vor uns auf dem Hasdeich sah man gegen den braunen Abendhimmel einzelne Fuhrwerke wie Schattenspiel vorbeipassiren. Nach einer Weile bemerkte ich einen Mann an der Seite des Deiches herabsteigen und uns auf dem Fußwege entgegen gehen. Es war der Postbote, der zweimal in der Woche für die Hofbesitzer die Briefe aus der Stadt holte. Ich fühlte, wie Anne Lene ihren Schritt beeilte, da er in unsere Nähe kam. „Hast du etwas für mich, Carsten?“ fragte sie und suchte dabei in ihrer Stimme vergebens eine innere Unruhe zu verbergen.

Der Bote blätterte in seiner Ledertasche zwischen den Briefen umher. „Für dieses Mal nicht, liebe Mamsell!“ sagte er endlich mit einer verlegenen Freundlichkeit, indem er die aufgehobene Klappe wieder über seine Tasche fallen ließ. Er mochte ihr diese Antwort schon oft gegeben haben. Anne Lene schwieg einen Augenblick. „Es ist gut, Carsten,“ sagte sie dann, „du kannst erst

mit uns gehen und Abendbrod eſſen." — Sie ſchien das Ziel ihrer Wanderung erreicht zu haben; denn ſie kehrte bei dieſen Worten um, und wir gingen mit dem Boten nach dem Hofe zurück. Die Dämmerung war ſchon ſtark hereingebrochen. Von dem Ackerſtück, an welchem wir vorüber kamen, vernahm man die kurzen Laute der Brachvögel, die unſichtbar in den Furchen lagen; mitunter flog ein Kiebitz ſchreiend vor uns auf und auf den Weiden ſtand das Vieh in dunklen unkenntlichen Maſſen beiſammen. — Wir hatten auf dem Rückwege, als geſchehe es im Einverſtändniß, kein Wort mit einander gewechſelt; als wir ſchon faſt im Dunkeln auf der Werfte angelangt waren, ergriff Anne Lene meine Hand. „Gute Nacht, Marx," ſagte ſie, „verzeihe mir; ich bin müde, ich muß ſchlafen; nicht wahr, du kommſt recht bald einmal wieder zu uns heraus!" Mit dieſen Worten trat ſie in die Hausthür, und bald hörte ich, wie ſie die Treppe nach ihrem Zimmer hinauf ging.

Ich begab mich zu den alten Hofleuten, die in Geſellſchaft des Boten am warmen Ofen bei ihrem Abendthee ſaßen. Vieh entfernte ſich einen Augenblick, um Anne Lene ein Licht hinauf zu bringen; dann nöthigte ſie mich an ihrer Mahlzeit Theil zu nehmen, und ich mußte erzählen und mir erzählen laſſen. Darüber war

es ſpät geworden, ſo daß ich nicht mehr zur Stadt zurück gehen mochte. Ich bat meine alte Freundin mir eine Stern in ihrer Stube aufzuſchütten, und ſchlenderte, während dies geſchah, in den Garten hinaus. Da ich in das Bosquet an der nördlichen Seite des Hauſes kam, bemerkte ich, daß Anne Lene noch Licht in ihrem Zimmer habe. Ich lehnte mich an einen Baum und blickte hinauf. Es ſchien Alles ſtill darinnen. Plötzlich aber entſtand hinter den Fenſtern eine ſtarke Helligkeit, die eine Zeit lang in die kahlen Büſche des Gartens hinaus leuchtete und dann allmälig wieder verſchwand. Mich überkam, während ich ſo im Dunkeln ſtand, eine unbeſtimmte Beſorgniß, und, ohne mich lange zu bedenken, ging ich durch die Hinterthür in's Haus und die Treppe nach Anne Lene's Zimmer hinauf.

Die Thür war nur angelehnt. Anne Lene ſaß an einem Tiſchchen mit den Füßen gegen den Ofen, in welchem ein helles Feuer brannte. Unter der Schnur eines Päckchens, das auf ihrem Schooße lag, zog ſie einen Brief hervor; ſie entfaltete ihn und ſchien aufmerkſam darin zu leſen. Nach einer Weile bewegte ſie die Hand ein wenig, ſo daß das Papier von der Flamme des neben ihr auf dem Tiſche ſtehenden Lichtes ergriffen wurde. Ihr Geſicht trug dabei einen ſolchen

Ausdruck von Trostlosigkeit, daß ich unwillkürlich ausrief: „Anne Lene, was treibst du da?“

Sie blieb ruhig sitzen, ohne sich nach mir umzuwenden, und ließ den Brief in ihrer Hand verbrennen.

„Sie sind kalt,“ sagte sie, „sie sollen heiß werden!“

Ich war mittlerweile in's Zimmer getreten und hatte mich neben ihren Stuhl gestellt. Plötzlich, wie von einem raschen Entschluß getrieben, stand sie auf und legte beide Hände fest um meinen Hals; sie wollte zu mir sprechen, aber ihre Thränen brachen unaufhaltsam hervor, und so drückte sie den Kopf gegen meine Brust und weinte eine lange Zeit, in welcher ich nichts thun konnte, als sie still in meinen Armen halten. „Nein, Mary,“ sagte sie endlich und mühte sich, ihrer Stimme einen festern Klang zu geben, „ich verspreche es Dir, ich will nicht länger auf ihn warten.“

„Hast du ihn denn so sehr geliebt, Anne Lene?“

Sie richtete sich auf und sah mich an, als müsse sie erst nachsinnen über diese Frage. Dann sagte sie langsam: „Ich weiß es nicht — das ist auch einerlei.“

Ich blieb noch eine Weile bei ihr, und allmälig wurde sie ruhiger. Sie versprach mir, Muth zu fassen, mir und unsrer Mutter zu Liebe; sie wollte arbeiten, sie wollte in der kleinen Wirthschaft der alten Mieh

die Anfänge des Land-Haushaltes lernen, damit ſie einmal als Wirthſchafterin ihr Brod verdienen könne. Sie ſah dabei faſt mitleidig auf ihre kleinen Hände, deren Schönheit ſie der Noth des Lebens opfern wollte. Nur zur Rückkehr nach der Stadt vermochte ich ſie nicht zu bewegen. „Nein, nicht unter Menſchen!“ ſagte ſie und ſah mich bittend an, „laß mich hier, Marx, ſo lange es mir noch geſtattet iſt; aber komme oft einmal heraus zu uns!“

So verließ ich ſie an dieſem Abend; aber ich ging von nun an häufig den Weg über die Zennen nach dem Staatshof. — Anne Lene ſchien ihr Verſprechen halten zu wollen; ich fand ſie mehrere Male beim Sahnen in der Milchkammer, oder am Butterfaſſe, wo ſie abwechſelnd mit der alten Bieb den Stempel führte; ja, ſie ließ es ſich nicht nehmen, die Butter zum Kneten in die Mulde zu thun, ganz wie ſie es von ihrer alten Wärterin geſehen hatte; ſie ſchien es auch nicht zu merken, daß dieſe hinterher ganz im Geheim die letzte Hand an ihre Arbeit legte. Allein man fühlte leicht, daß die Theilnahme an dieſen Dingen nur eine äußerliche war: eine Anſtrengung, von der ſie bald in der Einſamkeit ausruhen mußte.

Es war schon in der heißen Sommerzeit, als einige junge Leute aus unserer Stadt mit ihren Schwestern und Bekannten eine Landpartie nach dem Staatshofe hinaus zu machen wünschten. Man bat mich um meine Vermittelung bei Anne Lene; und mit einiger Mühe erhielt ich ihre Einwilligung. — So waren denn eines Sonntag-Nachmittags die verwilderten Gänge des Gartens wieder einmal von geputzten Leuten belebt, und man sah zwischen den Büschen die weißen Kleider und die bunten Schärpen der Mädchen. Die alte Lieb mußte den großen Kaffeekessel hervorsuchen; dann wurden die mitgebrachten Körbe ausgepackt und Alles vor der Hausthür dem Garten gegenüber servirt. Als der Kaffee vorüber war, stiegen die besten Kletterer unter uns in den Gipfel der beiden alten Linden, die zu den Seiten des Hofthores standen, indem Jeder das Ende eines ungeheuren Taues mit sich hinauf nahm. Bald war zwischen den höchsten Aesten eine Schaukel festgeknüpft und die Mädchen wurden eingeladen, sich hinein zu setzen. „Komm, Anne Lene," rief ein junger robust aussehender Mensch, indem er fast mitleidig auf ihre feine Gestalt herabsah, „setz dich hinein; ich will dir einmal eine ordentliche Motion machen!"

Anne Lene bedankte sich, aber ein munteres schwarz-

äugiges Mädchen ließ sich williger finden, und bald schwenkte Claus Peters die Schaukel, bis die kleine Juliane wie ein Vogel zwischen den Zweigen saß und endlich flehentlich um Gnade schrie. — Claus Peters war der Sohn eines reichen Brauers, und es hieß, sein Vater werde ihm den Staatshof kaufen, sobald er zum Ausstrich komme, und ihm eine glänzende Wirthschaft einrichten. Auch schien er in seinen Gedanken sich schon als den künftigen Besitzer zu betrachten; denn, als wir später in Begleitung des Hofmanns zwischen den Baulichkeiten umhergingen, fand er überall etwas zu tadeln und sprach von den Verbesserungen, die hier vorgenommen werden müßten, während der alte Marten mit einem mißvergnügten Brummen nebenher ging.

Es war allmälig spät geworden. Als wir von unserer Umschau zurückkehrten, fanden wir die Mädchen vor der Hausthür versammelt und Anne Lene unter ihnen.

Zwei derselben hatten ihre Hände gefaßt, als könnte sie nur mit zärtlicher Gewalt hier zurückgehalten werden. „Ja, wenn wir Musik hätten!“ sagte die Eine. — „Musik!“ rief Peters, indem er an den dicken Goldbrelocks seine Uhr aus der Tasche zog, „ihr sollt bald Musik haben; in einer halben Stunde bin ich wieder da!“

Er war zu Pferde herausgekommen, und rief nun in's Haus nach dem Hofmann. „Bring mir den Braunen, Marten: aber brauch deine Beine!“ Der Alte knurrte etwas vor sich hin, aber er that doch wie ihm geheißen, und bald ritt Peters im Galopp zum Thore hinaus. Wir Andern gingen in's Haus und besichtigten oben den Tanzsaal. Es kam uns eine dumpfe Luft entgegen, als wir die Thür des alten Prunkgemaches geöffnet hatten.

Die goldgeblümten Tapeten waren von der Feuchtigkeit gelöst und hingen theilweise zerrissen an den Wänden; überall stachen noch die Stellen hervor, wo vor Zeiten die Familien-Portraits gehangen hatten. Wir gingen wieder hinab und trugen einen Tisch und einige Gartenbänke in das leere Zimmer; dann öffneten wir die Fenster, durch welche es von den draußen stehenden Bäumen schon herein zu dunkeln begann, und die Mädchen umfaßten sich und tanzten mit einander. „Wartet!“ rief ich, „wir wollen einen Kronleuchter machen!“ denn oben an der Zimmerdecke gewahrte ich noch die Krampe, an der einst die Krystallkrone über der Festtafel des Hauses gehangen hatte. Bald waren zwei Holzleisten aufgefunden und kreuzweis über einander genagelt.

Anne Lene ging mit den Mädchen in den Garten hinab; und aus dem Fenster sah ich, wie sie die Blumen von den Jasminbüschen und von den rothblühenden Himbeersträuchen brachen. „Pflückt nur," sagte Anne Lene, als eins der Mädchen fragend zu ihr umschaute, „es blüht hier doch für sich allein." Aber sie selber stand dabei: sie pflückte nichts. — Nach einer Weile kamen Alle wieder herauf und machten sich daran, meinen Kronleuchter eins um's andere mit weißen und rothen Blüthen zu bewinden: dann, nachdem an jedem Ende eine Kerze befestigt und angezündet war, wurde das Kunstwerk aufgehangen. Die wenigen Lichter konnten den weiten Raum nicht erhellen; aber draußen war schon der Mond aufgegangen und schien durch die Fenster; und es war anmuthig, wie die Blumenleuchte mitten in dem öden Zimmer schwebte und wie der Duft erregt wurde, wenn die Mädchen unten durch tanzten. Plötzlich hörten wir ein Pferd auftraben und einen lauten Peitschenknall.

„Da kommt die Musik!" hieß es: und alle drängten an die Fenster. — Draußen unter den Bäumen hielt Peters: eine kleine dürre Gestalt klebte hinter ihm auf dem Pferde, Geige und Bogen in der Hand.

Bei näherem Hinschauen erkannte ich wohl, daß es

der alte Drees Schneider war, ein vielgewandtes Männchen, das bald mit der Nadel, bald mit dem Fiedelbogen für seinen Unterhalt sorgte, und den die harte Zeit gelehrt hatte, sich manchen derben Spaß gefallen zu lassen. — „Nun Drees, spiel Eins auf!“ rief Peters, „mach dem Compliment vor den Damen!“ Aber so wie der Alte die Hand vom Sattel ließ und seine Geige unter's Kinn stützte, rührte Peters das Pferd mit den Sporen, daß es [illegible]schlug; und der Alte schwankte und griff wieder [illegible] nach dem Sattel. Anne Lene stand vor mir; ich sah in der schwachen Beleuchtung, wie die Röthe ihr in die Schläfen hinaufstieg.

„Drees!“ rief sie, „komm herab Drees!“ — Der Alte machte Anstalt hinabzuklimmen; aber der Reiter lachte und gab seinem Pferde die Sporen. „Marten,“ sagte Anne Lene zu dem Hofmann, der mit seiner alten Frau vor der Thür stand, „halte das Pferd, Marten!“ — „Oho, Anne Lene!“ rief Peters; allein er machte doch keinen Versuch, seine Späße fortzusetzen und ließ es geschehen, daß Marten dem alten Drees herunter half.

Gleich darauf waren Alle oben im Saal, und nachdem Peters dem alten Musikanten seine Angst durch einige Gläser Wein vergütet hatte, setzte dieser sich auf ein kleines Faß und begann seine Stücke aufzustreichen.

Die Paare traten an, und bald wurde unsere Blumenleuchte vom Wirbel der Tanzenden hin und her bewegt. Ich suchte Anne Lene, aber sie mußte unbemerkt hinausgegangen sein; und da für mich keine Tänzerin übrig geblieben war, so verließ ich ebenfalls den Saal, in der Meinung, sie unten bei den alten Hofleuten anzutreffen.

Als ich in das Vorderzimmer trat, sah ich indessen nur die alte Wieb, welche eifrig an ihrem Strickstrumpf arbeitete. Sie zog eine Nadel aus dem Brustlatz und störte damit in der Lampe, die den ziemlich großen Raum nur spärlich erhellte. Dann sah sie zu mir auf und sagte: „Ihr seid ja gewaltig lustig, Marx! Claus Peters spielt wohl schon den Herrn im Staatshof?"

„Er wird es bald genug sein," antwortete ich, „das ist nicht mehr zu ändern!"

Die Alte schwieg eine Weile, und ihre Gedanken schienen sich von dem alten Besitzthum der Familie zu dem letzten Nachkommen derselben hin zu wenden. „Marx," sagte sie, indem sie den Strickstrumpf auf den Tisch legte, „warum bist du auch so lange fort gewesen?"

„Was hätte ich denn ändern können, Wieb?"

„Und die zwei langen Jahre! — Wenn nur der Unglücksmensch nicht gekommen wäre!" fuhr sie fort wie

zu sich selber redend. „Sie war dazumal noch die reiche Erbtochter; heißt das, sie war so in der Leute Mäuler; aber schon als die alte Frau in die Ewigkeit ging, ist nichts übrig gewesen, als die schweren Hypotheken. Gott besser's! Nun soll gar der Hof verkauft werden. — Nicht meinetwegen, Marx, nicht meinetwegen; Marten und ich helfen uns schon durch, die übrigen paar Jahre."

„Es ist wohl so am besten, Wieb;" sagte ich, „vielleicht bleibt noch ein Restchen übrig für Anne Lene, so daß sie nicht ganz verarmt ist."

Die alte Frau wischte sich mit der Schürze über die Augen. „Es ist grausam," sagte sie kopfschüttelnd, „so eine Familie!"

Von oben schallte das Scharren der Tanzenden; im anstoßenden Stalle hörte ich, wie täglich um diese Zeit, den Hofmann den Karren und die übrigen Geräthe für die Nacht an ihren Platz bringen.

Als ich aufsah, stand Anne Lene in der Thür. Sie war blaß, aber sie nickte freundlich nach uns hin und sagte: „Willst du nicht tanzen, Marx? Ich bin oben gewesen; die kleine Juliane sucht dich mit ihren braunen Augen schon in allen Ecken!"

„Du scherzest, Anne Lene; was geht mich Juliane an?"

„Nein, nein, Marx!“ Nimm dich in Acht; Claus Peters tanzt ſchon den zweiten Tanz mit ihr.“

„Aber Anne Lene!“ — Ich trat zu ihr. „Willſt du mit mir tanzen?“

„Weßhalb denn nicht?“

„Aber eine Menuet, Anne Lene!“

„Eine Menuet, Marx!“ — „Und,“ fügte ſie lächelnd hinzu, „nicht wahr, Freund Simon darf dabei ſein?“

Als wir gehen wollten, faßte die Alte Anne Lene's Hand. „Kind,“ ſagte ſie beſorgt, „der Doctor hat's dir ja verboten!“

Aber Anne Lene erwiderte: „O gute Mieh, es ſchadet nicht; ich weiß das beſſer als der Doctor!“ Und mein Verlangen mit ihr zu tanzen war ſo groß, daß ich mir dieſe Verſicherung gefallen ließ.

Als wir oben in den Saal getreten waren, ging ich in die Ecke zu dem kleinen Drees und beſtellte eine Menuet. Er blätterte in ſeinen Büchern umher, aber er hatte den alten Tanz nicht mehr darin; wir mußten uns mit einem Walzer begnügen. Claus Peters trat an den Tiſch, ſchenkte ihm das Glas voll und ſtieß mit ihm an. „Aufgeſpielt, Drees!“ rief er „aber kratze nicht ſo, es kommen feine Leute an den Tanz.“

Der Alte ſetzte ſein Glas an den Mund. „Nun,

Herr Peters," sagte er, indem er den jungen Menschen mit seinen kleinen scharfen Augen ansah, „auf daß es uns wohl gehe auf unsern alten Tagen!"

„Weßhalb sollte es uns nicht wohl gehen, Drees?" erwiderte Peters, indem er der kleinen Juliane die Hand bot und sich mit ihr an die Spitze der Tanz-Colonne stellte.

Ich trat mit Anne Lene in die Reihe. Der Alte begann seine Geige zu streichen, und nickte uns freundlich zu, als wir im Tanz an ihm vorüber kamen. — Ich glaube noch jetzt, daß er damals vortrefflich spielte: denn er war nicht ungeschickt in seiner Kunst, und eingedenk mancher kleinen Freundlichkeit, die er von uns empfangen, mochte er nun sein Bestes versuchen.

Wir hatten lange nicht zusammen getanzt, Anne Lene und ich. Aber es war nicht vergessen; ich fühlte bald, sie tanzte noch wie sonst. Es ging so leicht zwischen den übrigen Paaren hin; ihre Augen glänzten; sie lächelte und ihr Mund war geöffnet, so daß die weißen Zähne hinter den feinen rothen Lippen sichtbar wurden; ich glaubte es zu fühlen, wie die Lebenswärme durch ihre jungen Glieder strömte. Bald sah ich nichts mehr von Allem, was sich um uns her bewegte; ich war allein mit ihr; diese festen klingenden Geigenstriche

hatten uns von der Welt geſchieden; ſie lag verſchollen, unerreichbar weit dahinter.

Dann pauſirten wir. An dem offenen Fenſter, wo wir ſtanden, floß das Mondenlicht mit dem dürftigen Kerzenſchein zu einer unbeſtimmten Dämmerung zuſammen. Anne Lene ſtand athmend neben mir, ſie ſchien mir ungewöhnlich blaß. „Wollen wir auf ſtalten?“ fragte ich ſie.

„Weßhalb Marx? Es tanzt ſich heut ſo ſchön!“

„Aber du verträgſt es nicht?“

„O doch! — Was liegt daran!“

Wir tanzten ſchon wieder, als ſie die letzten Worte ſprach. Wir tanzten noch lange. Als aber Anne Lene mit der Hand nach dem Herzen griff und zitternd mit dem Athem rang, da bat ich ſie mit mir in den Garten hinab zu gehen. Sie nickte freundlich, und wir gingen aus dem Saal nach ihrem Zimmer, um ein Umſchlagetuch für ſie zu holen. — Ich fühlte wohl damals ſchon, daß die Sorge um Anne Lene's Geſundheit mich nicht allein zu jener Bitte veranlaßt hatte; denn als wir die Treppe zu dem dunkeln Flur hinabſtiegen, war mir, als wenn ich mit einem glücklich geraubten Schatz in's Freie flüchtete.

Mir iſt aus jenen Stunden noch jeder kleine Um-

stand gegenwärtig: ich glaube noch durch die Fensterscheiben der altmodischen Hausthür das Mondlicht zu sehen, das draußen wie Schnee auf den Steinfließen vor dem Hause lag; im Heraustreten hörten wir drinnen in der Gesindestube die alte Bieb den Schrank verschließen, in welchem sie das Brautlinnen ihres Lieblingskindes aufgespeichert hatte. — Es war eine laue Nacht; über unsern Köpfen surrten die Nachtschmetterlinge, die den erleuchteten Fenstern des oberen Stockwerks zuflogen; die Luft war ganz von jenem süßen Duft durchwürzt, den in der warmen Sommerzeit die wolligen Blüthenkapseln der rothen Himbeere auszuströmen pflegen. Anne Lene knüpfte ihr Schnupftuch um den Kopf; dann gingen wir, wie wir es oft gethan, um die Ecke des Hauses und über die Werfte nach dem Baumgarten zu. Wir sprachen nicht, ich wollte Anne Lene bitten, ihre Augen wieder nach der Welt zurück zu wenden und nicht mehr in den Schatten der Vergangenheit zu leben; aber das beunruhigende Bewußtsein einer eigennützigeren Bitte, die ich für günstigere Zeiten im Grunde meines Herzens zurückbehielt, raubte mir den Athem und ließ kein Wort über meine Lippen kommen. Das Herz klopfte mir so laut, daß ich immer fürchtete, es werde auch ohne Worte meine innersten Gedanken kund machen.

Wir gingen durch die kleine Pforte in den Baumgarten hinein, zwiſchen die ſchimmernden Stämme der ungeheuren Silberpappeln, deren Laubkronen keinen Lichtſtrahl durchließen. Die dürren Zweige, welche überall den Boden bedeckten, knickten unter unſern Füßen; und über uns, von dem Geräuſche aufgeſtört, flogen die Raben von ihren Neſtern und rauſchten mit den Flügeln in den Blättern. Anne Lene ging ſchweigend und in ſich verſchloſſen neben mir; ihre Gedanken mochten dort ſein, von wo ich ſie ſo ſehnlich zurückzurufen wünſchte. — So waren wir bis zur Graft hinabgekommen, welche auch hier die Grenze des eigentlichen Hofes bildete.

Zwiſchen den Bäumen, welche jenſeits des Waſſers ſtanden, ſah man wie durch einen dunklen Rahmen in die weite monderhellte Landſchaft hinaus, in welcher hie und da die einzelnen Gehöfte wie Nebelflecken aus der Ebene ragten. Es war ſo ſtill, daß man nichts hörte, als das Säuſeln des Schilfs, das in den Gräben ſtand.

„Sieh Anne Lene," ſagte ich, „die Erde ſchläft; wie ſchön ſie iſt!"

„Ja, Marx!" erwiderte ſie leiſe, „und du biſt noch ſo jung!"

„Biſt du denn das nicht mehr?"

Sie ſchüttelte langſam den Kopf. „Komm," ſagte

ſie, „es iſt hier feucht.“ — Und wir gingen weiter, durch eine verfallene Umzäunung in den ſeitwärts vom Hauſe liegenden Gemüſegarten und unten an dem Waſſer entlang nach den Bosquet-Partieen, die vor dem Hauſe lagen. Hier waren wir auf unſerem alten Spielplatz; es waren noch dieſelben Büſche, zwiſchen denen wir einſt als Kinder in die Irre gegangen waren; nur hingen ihre Zweige noch tiefer in den Weg als damals. Wir gingen auf dem breiten Steige neben der Graft, die ſich im Schatten der Bäume breit und ſchwarz an unſerer Seite hinzog. Man hörte das leiſe Rupfen des Viehs, welches jenſeits auf der Fenne im Mondſchein graſete, und drüben von der Rohrpflanzung her ſcholl das Zwitſchern des Rohrſperlings, des kleinen wachen Nachtgeſellen. Bald aber horchte ich nur dem Geräuſch der kleinen Füße, die in einiger Entfernung ſo leicht vor mir dahin ſchritten.

In dieſe heimlichen Laute der Nacht drang plötzlich von der Gegend des Deiches her der gellende Ruf eines Seevogels, der hoch durch die Luft dahin fuhr. Da mein Ohr einmal geweckt war, ſo vernahm ich nun auch aus der Ferne das Branden der Wellen, die in der hellen Nacht ſich draußen über der wüſten geheimnißvollen Tiefe wälzten und von der kommenden

Fluth dem Strande zugeworfen wurden. Ein Gefühl der Oede und Verlorenheit überfiel mich; faſt ohne es zu wiſſen ſtieß ich Anne Lene's Namen hervor und ſtreckte beide Arme nach ihr aus.

„Marx, was iſt dir?“ rief ſie und wandte ſich nach mir um, „hier bin ich ja!“

„Nichts, Anne Lene,“ ſagte ich, „aber gieb mir deine Hand; ich hatte das Meer vergeſſen, da hörte ich es plötzlich!“

Wir ſtanden auf einem freien Platze vor dem alten Garten-Pavillon, deſſen Thüren offen in den zerbrochenen Angeln hingen. Der Mond ſchien auf Anne Lene's kleine Hand, die ruhig in der meinen lag. Ich hatte nie das Mondlicht auf einer Mädchenhand geſehen, und mich überſchlich jener Schauer, der aus dem Verlangen nach Erdenluſt und dem ſchmerzlichen Gefühl ihrer Vergänglichkeit ſo wunderbar gemiſcht iſt. Unwillkürlich ſchloß ich die Hand des Mädchens heftig in die meine; doch mit der Scheu, die der Jugend eigen, ſah ich in demſelben Augenblick zu Boden. Als aber Anne Lene ihre Hand ſchweigend in der meinen ließ, wagte ich es endlich, zu ihr empor zu ſehen. Sie hatte ihr Geſicht zu mir gewandt und ſah mich traurig an; mitleidig, ich weiß noch jetzt nicht, ob mit mir oder mit ſich ſelbſt.

Dann entzog sie sich mir sanft und trat auf die Schwelle des Pavillons.

Ich sah durch die Lücken des Fußbodens das vom Mond beleuchtete Wasser glitzern und faßte Anne Lene's Kleid, um sie zurückzuhalten. „Sorge nicht, Marx!“ sagte sie, indem sie hinein trat und ihre leichte Gestalt auf den losen Brettern wiegte, „Holz und Stein bricht nicht mit mir zusammen.“ — Sie ging an das gegenüber liegende Fenster und sah eine Weile in die helle Nacht hinaus, dann hob sie mit der Hand ein Stück der alten Tapete empor, das neben ihr an der Wand herab hing und betrachtete im Mondlicht die halb erloschenen Bilder. „Es hat ausgedient,“ sagte sie, „die schönen Schäferpaare wollen sich auch empfehlen. Es mag ihnen doch allmälig aufgefallen sein, daß die saubern, weiß toupirten Herren und Damen so Eines nach dem Andern ausgeblieben sind, mit denen sie einst zur Sommerzeit so muntere Gesellschaft hielten. — Einmal,“ und sie ließ die Stimme sinken, als rede sie im Traume, „einmal bin ich auch noch mit dabei gewesen: aber ich war noch ein kleines Kind, Wieb hat es mir oft nachher erzählt. — Nun fällt Alles zusammen! Ich kann es nicht halten, Marx: sie haben mich ja ganz allein gelassen.“

Mir war, als dürfte ſie ſo nicht weiter reden. „Laß uns in's Haus gehen," ſagte ich, „die Anderen werden bald zur Stadt zurück wollen."

Sie hörte nicht auf mich; ſie ließ die Arme an ihrem Kleide herab ſinken und ſagte langſam: „Er hat ſo Unrecht nicht gehabt; — wer holt ſich die Tochter aus einem ſolchen Hauſe!"

Ich fühlte, wie mir die Thränen in die Augen ſchoſſen. „O Anne Lene," rief ich und trat auf die Stufen, die zu dem Pavillon hinanführten, „ich — ich hole ſie! Gieb mir die Hand, ich weiß den Weg zur Welt zurück!"

Aber Anne Lene beugte den Leib vor und machte mit den Armen eine haſtige abwehrende Bewegung nach mir hin. „Nein," rief ſie, und es war eine Todesangſt in ihrer Stimme, „du nicht, Marx; bleib! es trägt uns beide nicht."

Noch auf einen Augenblick ſah ich die zarten Umriſſe ihres lieben Antlitzes von einem Strahl des milden Lichtes beleuchtet; dann aber geſchah etwas und ging ſo ſchnell vorüber, daß mein Gedächtniß es nicht zu bewahren vermocht hat. Ein Brett des Fußbodens ſchlug in die Höhe; ich ſah den Schein des weißen Gewandes, dann hörte ich es unter mir im Waſſer rauſchen. Ich

riß die Augen auf; der Mond ſchien durch den leeren Raum. Ich wollte Anne Lene ſehen, aber ich ſah ſie nicht. Mir war, als renne in meinem Kopfe etwas davon, das ich um jeden Preis wieder einholen müßte, wenn ich nicht wahnſinnig werden wollte. Aber während meine Gedanken dieſem Unding nachjagten, hörte ich plötzlich vom Hauſe her die Tanzmuſik. Das brachte mich zur Beſinnung; ich ſtieß einen gellenden Schrei aus und ſprang neben dem Pavillon hinab in's Waſſer. Die Graft war tief; aber ich war kein ungeübter Schwimmer; ich tauchte unter und meine Hände griffen zwiſchen dem ſchlüpfrigen Kraut umher, das auf dem Grunde wucherte. Ich öffnete die Augen und verſuchte zu ſehen; aber ich fühlte nur wie über mir ein trübes Leuchten. Meine Kleider, deren ich keines abgeworfen, zwangen mich auf die Oberfläche zurückzukehren. Hier ſuchte ich wieder Athem zu gewinnen, und wiederholte dann noch einmal meinen Verſuch. — Es war vergebens. Bald ſtand ich wieder auf dem abſchüſſigen Uferrande und blickte rathlos über die Graft entlang. Da fühlte ich eine Hand ſich ſchwer auf meine Schulter legen, und eine Stimme rief: „Marx, Marx, was macht ihr da? Wo iſt das Kind?“ Ich erkannte, daß es Wieb war. „Dort, dort!“ ſchrie ich und ſtreckte die Hände

nach dem Graben zu. Die Alte faßte mich unter den Arm und zog mich gewaltsam an den Rand der Graft hinunter. Endlich brachte ich es heraus; und wir liefen an dem Waſſer entlang, bis an die Laube in der Gartenecke, wo die großen alten Erlen ihre Zweige in die Fluth hinab hängen laſſen. Wir haben ſie dann endlich denn auch gefunden; die Augen waren zu und die kleine Hand war feſt geſchloſſen.

Ich gab der alten Wieb einige Anordnungen zu dem, was jetzt geſchehen mußte, dann zog ich den Braunen aus dem Stall und jagte nach der Stadt, um einen Arzt zu holen; denn ich traute meiner jungen Kunſt in dieſem Falle nicht. Wir waren bald zurück; aber die Schatten der Vergänglichkeit, die ſchon ſo früh in dieſes junge Leben gefallen waren, ließen ſie nun nicht mehr los.

Als wir einige Stunden ſpäter zur Stadt zurückkehrten, war die Marſch ſo feierlich und ſchweigend und die Rufe der Vögel, die des Nachts am Meere fliegen, klangen aus ſo unermeßlicher Ferne, daß mein unerfahrenes Herz verzweifelte, jemals die Spur derjenigen wieder zu finden, die ſich nun auch in dieſen ungeheuren Raum verloren hatte.

Der jetzige Besitzer des Staatshofes ist Claus Peters. Er hat die alte Hauberg niederreißen lassen und ein modernes Wohnhaus an die Stelle gesetzt. Die Wirthschaftsgebäude liegen getrennt daneben. — Er hat Recht gehabt, es geht ihm wohl; er liefert die größten Mastochsen zum Transport nach England, in seinen Zimmern stehen die kostbarsten Möbel und er und seine Juliane glänzen von Gesundheit und Wohlbehagen. Ich aber bin niemals wieder dort gewesen.

Wenn die Aepfel reif ſind.

Es war mitten in der Nacht. Hinter den Linden, die längs dem Plankenzaun des Gartens standen, kam eben der Mond herauf und leuchtete durch die Spitzen der Obstbäume und drüben auf die Hinterwand des Hauses, bis hinunter auf den schmalen Steinhof, der durch ein Stacket von dem Garten getrennt war; die weißen Vorhänge hinter dem niedrigen Fensterchen waren ganz von seinem Licht beschienen. Mitunter war's, als griffe eine kleine Hand hindurch und zöge sie heimlich auseinander; einmal sogar lehnte die Gestalt eines Mädchens an die Fensterbank. Sie hatte ein weißes Tüchlein unter's Kinn geknotet und hielt eine kleine Damenuhr gegen das Mondlicht, auf der sie das Rücken des Weisers aufmerksam zu betrachten schien. Draußen vom Kirchturm schlug es eben drei Viertel.

Unten zwiſchen den Büſchen des Gartens auf den Steigen und Raſenplätzen war es dunkel und ſtill; nur der Marder, der in den Zwetſchen ſaß, ſchmatzte bei ſeiner Mahlzeit und kratzte mit den Klauen in die Baumrinde. Plötzlich hob er die Schnauze. Es rutſchte, etwas draußen an der Planke; ein dicker Kopf guckte herüber. Der Marder ſprang mit einem Satze zu Boden und verſchwand zwiſchen den Häuſern; von drüben aber kletterte ein unterſetzter Junge langſam in den Garten hinab.

Dem Zwetſchenbaum gegenüber, unweit der Planke, ſtand ein nicht gar hoher Auguſtapfelbaum; die Aepfel waren gerade reif, die Zweige brechend voll. Der Junge mußte ihn ſchon kennen; denn er grinſte und nickte ihm zu, während er auf den Fußſpitzen an allen Seiten um ihn herumging; dann, nachdem er einige Augenblicke ſtill geſtanden und gelauſcht hatte, band er ſich einen großen Sack vom Leibe und fing bedächtig an zu klettern. Bald knickte es droben zwiſchen den Zweigen und die Aepfel fielen in den Sack, einer um den andern in kurzen regelrechten Pauſen.

Da zwiſchendrein geſchah es, daß ein Apfel nebenbei zur Erde fiel und ein paar Schritte weiter in's Gebüſch rollte, wo ganz verſteckt eine Bank vor einer

ſteinernen Gartentiſchchen ſtand. An dieſem Tiſche aber — und das hatte der Junge nicht bedacht — ſaß ein junger Mann mit aufgeſtütztem Arm und gänzlich regungslos. Als der Apfel ſeine Füße berührte, ſprang er erſchrocken auf; einen Augenblick ſpäter trat er vorſichtig auf den Steig hinaus. Da ſah er droben, wohin der Mond ſchien, einen Zweig mit rothen Aepfeln unmerklich erſt und bald immer heftiger hin und her ſchaukeln; eine Hand fuhr in den Mondſchein hinauf und verſchwand gleich darauf wieder ſammt einem Apfel in den tiefen Schatten der Blätter.

Der unten Stehende ſchlich ſich leiſe unter den Baum, und gewahrte nun endlich auch den Jungen wie eine große ſchwarze Raupe um den Stamm herumhängen. Ob er ein Jäger war, iſt ſeines kleinen Schnurrbartes und ſeines ausgeſchweiften Jagdrocks unerachtet ſchwer zu ſagen; in dieſem Augenblicke aber mußte ihn ſo etwas wie ein Jagdfieber überkommen; denn athemlos, als habe er die halbe Nacht hier nur gewartet, um die Jungen in den Apfelbäumen zu fangen, griff er durch die Zweige und legte leiſe, aber feſt, ſeine Hand um den Stiefel, welcher wehrlos an dem Stamme herunterhing. Der Stiefel zuckte, das Apfelpflücken droben hörte auf; aber kein Wort wurde gewechſelt.

Der Junge zog, der Jäger faßte nach; ſo ging es eine ganze Weile; endlich legte der Junge ſich auf's Bitten.

„Lieber Herr!“

— „Spitzbube!“

„Den ganzen Sommer haben ſie über den Zaun geguckt!“

— „Wart' nur, ich werde Dir einen Denkzettel machen!“ und dabei griff er in die Höhe und packte den Jungen in den Hoſenſpiegel. „Was das für derbes Zeug iſt!“ ſagte er.

„Manchester, lieber Herr!“

Der Jäger zog ein Meſſer aus der Taſche und ſuchte mit der freien Hand die Klinge aufzumachen. Als der Junge das Einſchnappen der Feder hörte, machte er Anſtalten hinabzuklettern. Allein der Andere wehrte ihm. „Bleib nur!“ ſagte er „Du hängſt mir eben recht!“

Der Junge ſchien gänzlich wie verleſen. „Herr Jemine!“ ſagte er, „es ſind des Meiſters ſeine! — Haben Sie denn gar kein Stöckchen, lieber Herr? Sie könnten es mit mir alleine abmachen! Es iſt mehr Plaiſir dabei; es iſt eine Motion; der Meiſter ſagt, es iſt ſo gut wie Spazierenreiten!“

Allein — der Jäger ſchnitt. Der Junge, als er

das kalte Messer so dicht an seinem Fleisch heruntergleiten fühlte, ließ den vollen Sack zur Erde fallen; der Andere aber steckte den ausgeschnittenen Flecken sorgfältig in die Westentasche. „Nun kannst du allenfalls herunterkommen'" sagte er.

Er erhielt keine Antwort. Ein Augenblick nach dem andern verging: aber der Junge kam nicht. Von seiner Höhe aus hatte er plötzlich, während ihm von unten her das Leid geschah, im Hause drüben das schmale Fensterchen sich öffnen sehen. Ein kleiner Fuß streckte sich heraus — Der Junge sah den weißen Strumpf im Mondschein leuchten — und bald stand ein vollständiges Mädchen draußen auf dem Steinhof. Ein Weilchen hielt sie mit der Hand den offenen Fensterflügel: dann ging sie langsam an das Pförtchen des Stacketenzaunes und lehnte sich mit halbem Leibe in den dunkeln Garten hinaus.

Der Junge renkte sich fast den Hals aus, um das Alles zu betrachten. Dabei schienen ihm allerlei Gedanken zu kommen: denn er verzog den Mund bis an die Ohren und stellte sich breitspurig auf zwei gegenüber stehende Aeste, während er mit der einen Hand das geschädigte Kleidungsstück zusammenhielt.

— „Nun, wird's bald?" fragte der Andere.

„Es wird ſchon," ſagte der Junge.

— „So komm herunter!"

„Es iſt nur," erwiderte der Junge, und biß in einen Apfel, daß der Jäger es unten knirſchen hörte, „es iſt nur, daß ich juſt ein Schuſter bin!"

— „Was denn, wenn du kein Schuſter wärſt?"

„Wenn ich ein Schneider wäre, würde ich mir das Loch von ſelber flicken." Und er fuhr fort ſeinen Apfel zu verſpeiſen.

Der junge Mann ſuchte in ſeiner Taſche nach kleiner Münze, aber er fand nur einen harten Doppelthaler. Schon wollte er die Hand zurückziehen, als er von unten her ganz deutlich ein Klirren an der Gartenthür vernahm. Auf dem Kirchthurm drüben ſchlug es eben zwölf. — Er fuhr zuſammen. „Dummkopf!" murmelte er, und ſchlug ſich vor die Stirn. Dann griff er wieder in die Taſche und ſagte ſanft: „Du biſt wohl armer Leute Kind?"

„Sie wiſſen ſchon," ſagte der Junge, „'s wird Alles ſauer verdient."

— „So fang und laß dir flicken!" Damit warf er das Geldſtück zu ihm hinauf. Der Junge griff zu, wandte es prüfend im Mondſchein hin und wieder und ſchob es ſchmunzelnd in die Taſche.

Draußen auf dem langen Steige, an dem der Apfelbaum in den Rabatten ſtand, wurden kleine Schritte vernehmlich und das Rauſchen eines Kleides auf dem Sande. Der Jäger biß ſich in die Lippen; er wollte den Jungen mit Gewalt herunter reißen; der aber zog ſorgſam die Beine in die Höhe, eins um's andere; es war vergebene Mühe. „Hörſt du nicht?“ ſagte er keuchend, „Du kannſt nun gehen!“

„Freilich!“ ſagte der Junge, „wenn ich den Sack nur hätte!“

— „Den Sack?“

„Er iſt mir da vorher hinabgefallen.“

— „Was geht das mich an?“

„Nun, lieber Herr, Sie ſtehen juſt da unten!“

Der Andere bückte ſich nach dem Sack, hob ihn ein Stück vom Boden und ließ ihn wieder fallen.

„Werfen Sie dreiſt zu!“ ſagte der Junge, „ich werde ſchon fangen.“

Der Jäger that einen verzweifelnden Blick in den Baum hinauf, wo die dunkle, unterſetzte Geſtalt zwiſchen den Zweigen ſtand, ſperrbeinig und bewegungslos. Als aber draußen die kleinen Schritte in kurzen Pauſen immer näher kamen, trat er haſtig auf den Steig hinaus.

Ehe er sich's versah, hing ein Mädchen an seinem Halse.

„Heinrich!“

— „Um Gottes Willen!“ Er hielt ihr den Mund zu und zeigte in den Baum hinauf. Sie sah ihn mit verdutzten Augen an; aber er achtete nicht darauf, sondern schob sie mit beiden Händen in's Gebüsch.

— „Junge, vermaledeiter! — Aber daß du mir nicht wieder kommst!“ und er erwischte den schweren Sack am Boden und hob ihn ächzend in den Baum hinauf.

„Ja, ja,“ sagte der Junge, indem er dem Andern behutsam seine Bürde aus den Händen nahm, „das sind von den rothen, die fallen in's Gewicht!“ Hierauf zog er ein Endchen Bindfaden aus der Tasche und schnürte es eine Spanne oberhalb der Aepfel um den Sack, während er mit den Zähnen die Zipfel desselben angezogen hielt; dann lud er ihn auf seine Schulter, sorgsam und regelrecht, so daß die Last gleichmäßig auf Brust und Rücken vertheilt wurde. Nachdem dieses Geschäft zu seiner Zufriedenheit beendet war, faßte er einen ihm zu Häupten ragenden Ast und schüttelte ihn mit beiden Fäusten. „Diebe in den Aepfeln!“ schrie er;

und nach allen Seiten hin praſſelten die reifen Früchte durch die Zweige.

Unter ihm rauſchte es in den Büſchen eine Mädchenſtimme kreiſchte, die Gartenpforte klirrte, und als der Junge noch einmal den Hals ausreckte, ſah er ſoeben das kleine Fenſter wieder zuklappen und den weißen Strümpf darin verſchwinden.

Einen Augenblick ſpäter ſaß er rittlings auf der Gartenplanke und lugte den Weg entlang, wo ſein neuer Bekannter mit langen Beinen in den Mondſchein hinauslief. Dabei griff er in die Taſche, befingerte ſeine Silbermünze und lachte ſo ingrimmig in ſich hinein, daß ihm die Aepfel auf dem Buckel tanzten. Endlich, als ſchon die ganze Hausgenoſſenſchaft mit Stöcken und Laternen im Garten umherrannte, ließ er ſich lautlos an der andern Seite hinuntergleiten und ſchlenderte über den Weg in den Nachbarsgarten, allwo er zu Haus war.

Posthuma.

Ein Grabgeleite betrat den Kirchhof; ein ſchmaler Sarg, ein Blumenkranz darauf, ſechs Träger und zwei Folger. Es war ſtille Sommerfrühe, der größte Theil des Kirchhofes lag noch in feuchtem Schatten; nur an dem Rande einer friſchen Grube war die aufgeworfene Erde ſchon von der Sonne angeſchienen. Hier ſank der Sarg hinab; die Männer nahmen die Hüte herunter, neigten einige Augenblicke den Kopf hinein und gingen dann plaudernd ihren Weg zurück, dem Todtengräber den Reſt überlaſſend. — Bald war die Erde aufgeſchüttet, und es wurde wieder Stille, einſamer Sonnenſchein; nur die Schatten der Kreuze und Gedenktafeln, der Urnen und Obelisken rückten unmerklich über den Raſen.

Das Grab war in dem Viertel der Armen, wo keine Steine auf den Gräbern liegen; erſt ein niedriger

Erdhügel, dann kam der Wind und wehte den losen Staub in den Weg; dann fiel der Regen vom Himmel und verwusch die Ecken; an Sommerabenden liefen die Kinder darüber weg. Endlich wurde es Winter; und nun fiel der Schnee darauf, dichter und dichter, bis es ganz verschwunden war. — Aber der Winter blieb nicht; es wurde wieder Frühling, es wurde Sommer. Auf den andern Gräbern brachen die Schneeglöckchen aus der Erde, das Immergrün blühte, die Rosen trieben große Knospen. Nun hatte auch hier das Grab sich überwachsen; erst ein feines Grün, Gras und Marienblatt, dann schossen rothe Nesseln auf, Disteln und anderes Gewächs, was die Menschen Unkraut nennen; und an warmen Sommermittagen war es voll von Grillengesang. — Dann wieder eines Morgens waren alle Disteln und alles Unkraut verschwunden und nur das schöne Gras war noch da. Wieder einige Tage später stand an dem einen Ende ein schlichtes schwarzes Kreuz; endlich war auf der Rückseite des Kreuzes, vom Wege abgekehrt, ein Mädchenname eingeschnitten, mit kleinen Buchstaben, ohne Färbung, nur in der Nähe erkennbar.

Es war Nacht geworden. In der Stadt waren die Fenster dunkel, es schlief schon Alles; nur oben in den

hohen Zimmern eines großen Hauses wachte noch ein junger Mann. Er hatte die Kerzen ausgethan und saß mit geschlossenen Augen in einem Lehnsessel, horchend, ob unten Alles zur Ruhe gegangen sei; in der Hand hielt er einen Kranz von weißen Moosrosen. So saß er lange.

Draußen ward eine andere Welt lebendig; das Gethier der Nacht strich umher, es wimmerte etwas in der Ferne. Als er die Augen aufschlug, war das Zimmer hell; er konnte die Bilder an den Wänden erkennen; durch's Fenster sah er die gegenüberstehende Wand des Seitenflügels in herber Mondscheinbeleuchtung. Seine Gedanken gingen den Weg zum Kirchhof. „Das Grab liegt im Schatten;" sagte er — — „Der Mond scheint nicht darauf." Dann stand er auf, öffnete vorsichtig und stieg mit seinem Kranz die Treppen hinab. Auf dem Hausflur horchte er noch einmal, und, nachdem er geräuschlos die Thür aufgeschlossen, ging er auf die Straße und im Schatten der Häuser zur Stadt hinaus; eine Strecke fort im Mondschein, bis er den Kirchhof erreicht hatte.

Es war, wie er gesagt; das Grab lag im tiefen Schatten der Kirchhofsmauer. Er hing den Rosenkranz über das schwarze Kreuz; dann lehnte er den Kopf

daran. — Der Wächter ging draußen vorüber; aber er bemerkte ihn nicht: die Stimmen der Mondnacht erwachten, das Säuseln der Gräser, das Springen der Nachtblüthen, das feine Singen in den Lüften: er hörte es nicht, er lebte in einer Stunde, die nicht mehr war, umfangen von zwei Mädchenarmen, die sich längst über einem stillen Herzen geschlossen hatten. Ein blasses Gesichtchen drängte sich an seins; zwei kinderblaue Augen sahen in die seinen.

Sie trug den Tod schon in sich; noch aber war sie jung und schön; noch reizte sie und wurde noch begehrt. Sie liebte ihn, sie that ihm Alles. Oft war sie seinetwegen gescholten worden; dann hatte sie mit ihren stillen Augen drein gesehen, es war aber deshalb nicht anders geworden. Nachts im kalten Vorfrühling, in ihrem vertragenen Kleidchen kam sie zu ihm in den Garten; er konnte sie nicht anders sehen.

Er liebte sie nicht, er begehrte sie nur und nahm achtlos das ängstliche Feuer von ihren Lippen. „Wenn ich geschwätzig wäre," sagte er, „so könnte ich morgen erzählen, daß mich das schönste Mädchen in der Stadt geküßt hat."

Sie glaubte nicht, daß er sie für die Schönste halte, sie glaubte auch nicht, daß er schweigen werde.

Ein niedriger Zaun trennte den Fleck, worauf ſie ſtanden, von der Straße. Nun hörten ſie Schritte in ihre Nähe kommen. Er wollte ſie mit ſich fortziehen; aber ſie hielt ihn zurück. „Es iſt einerlei," ſagte ſie.

Er machte ſich von ihren Armen los, und trat allein zurück.

Sie blieb ſtehen, regungslos; nur daß ſie ihre beiden Hände an die Augen drückte. — So ſtand ſie noch, als draußen die Menſchen vorüber gegangen waren und als ſich das Geräuſch der Schritte unten zwiſchen den Häuſern verloren hatte. Sie ſah es nicht, daß er wieder zu ihr getreten war und ſeinen Arm um ihren Nacken legte; aber als ſie es fühlte, neigte ſie den Kopf noch tiefer. „Du ſchämſt dich!" ſagte ſie leiſe, „ich weiß es wohl."

Er antwortete nicht; er hatte ſich auf die Bank geſetzt und zog ſie ſchweigend zu ſich nieder. Sie ließ es geſchehen, ſie legte ihre Lippen auf ſeine ſchönen vornehmen Hände; ſie fürchtete ihn betrübt zu haben.

Er hob ſie lächelnd auf ſeinen Schooß und wunderte ſich, daß er keine Laſt fühle, nur die Form ihres zarten, elfenhaften Körpers; er ſagte ihr neckend, ſie ſei eine Hexe, ſie wiege keine dreißig Loth. — Der Wind kam durch die nackten Zweige; er ſchlug ſeinen Mantel

um ihre Füße. Sie ſah mit glücklichen Augen zu ihm auf. „Mich friert nicht!“ ſagte ſie und preßte ihre Stirn feſt an ſeine Bruſt.

Sie war in ſeiner Gewalt; ſie wollte nichts mehr für ſich allein. — Er ſchonte ihrer: nicht weil es ihn ihrer erbarmte oder weil er es als Sünde empfunden hätte, ſie ohne Liebe ſein zu nennen; aber es war, als wehre ihm Jemand, ſie ganz zu beſitzen. Er wußte nicht, daß das der Tod ſei. — —

Er war aufgeſtanden, er wollte gehen. „Du wirſt zu kalt,“ ſagte er. Aber ſie drückte ſeine Hand an ihre Wange, ſie legte ihre Stirn an ſeine. „Ich bin heiß! fühl nur, brennend heiß!“ ſagte ſie. Sie ſchlug ihre Arme um ſeinen Nacken, ſie ließ ſich wie ein Kind an ſeinem Halſe hängen, und ſah ihn ſtumm und ſelbſtvergeſſen an.

Acht Tage nach dieſer kalten Nacht vermochte ſie das Bett nicht zu verlaſſen: zwei Monate ſpäter war ſie geſtorben. Er hatte ſie nicht wieder geſehen: aber ſeit ihrem Tode iſt ſeine Begierde erloſchen; er trägt jetzt ſchon jahrelang ihr friſches Bild mit ſich herum und iſt gezwungen, eine Todte zu lieben.

Der kleine Häwelmann.

Ein Kindermärchen.

Es war einmal ein kleiner Junge, der hieß Häwelmann. Des Nachts schlief er in einem Rollenbett und auch des Nachmittags, wenn er müde war; wenn er aber nicht müde war, so mußte seine Mutter ihn darin in der Stube umherfahren, und davon konnte er nie genug bekommen.

Nun lag der kleine Häwelmann eines Nachts in seinem Rollenbett und konnte nicht einschlafen; die Mutter aber schlief schon lange neben ihm in ihrem großen Himmelbett. „Mutter," rief der kleine Häwelmann, „ich will fahren!" Und die Mutter langte im Schlaf mit dem Arm aus dem Bett und rollte die kleine Bettstelle hin und her, immer hin und her; und wenn ihr der Arm müde werden wollte, so rief der kleine Häwelmann: „Mehr, mehr!" und dann ging das Rollen wieder von

vorne an. Endlich aber schlief sie gänzlich ein; und so viel Häwelmann auch schreien mochte, sie hörte es nicht; es war rein vorbei. — — Da dauerte es nicht lang, so sah der Mond in die Fensterscheiben, der gute alte Mond, und was er da sah, war so possirlich, daß er sich erst mit seinem Pelzärmel über das Gesicht fuhr, um sich die Augen auszuwischen; so etwas hatte der alte Mond all' seine Lebtage nicht gesehen. Da lag der kleine Häwelmann mit offenen Augen in seinem Rollenbett und hielt das eine Beinchen wie einen Mastbaum in die Höhe. Sein kleines Hemd hatte er ausgezogen und hing es wie ein Segel an seiner kleinen Zehe auf; dann nahm er ein Hemdzipfelchen in jede Hand und fing mit beiden Backen an zu blasen. Und allmälig, leise, leise, fing es an zu rollen, über den Fußboden, dann die Wand hinauf, dann kopfüber die Decke entlang und dann die andere Wand wieder hinunter. „Mehr, mehr!" schrie Häwelmann, als er wieder auf dem Boden war; und dann blies er wieder seine Backen auf, und dann ging es wieder kopfüber und kopfunter. Es war ein großes Glück für den kleinen Häwelmann, daß es gerade Nacht war und die Erde auf dem Kopf stand; sonst hätte er doch gar zu leicht den Hals brechen können.

Als er drei Mal die Reiſe gemacht hatte, guckte der Mond ihm plötzlich in's Geſicht. „Junge," ſagte er, „haſt du noch nicht genug?" — „Nein," ſchrie Häwelmann, „mehr, mehr! Mach mir die Thür auf! Ich will durch die Stadt fahren; alle Menſchen ſollen mich fahren ſehen. — „Das kann ich nicht," ſagte der gute Mond; aber er ließ einen langen Strahl durch das Schlüſſelloch fallen; und darauf fuhr der kleine Häwelmann zum Hauſe hinaus.

Auf der Straße war es ganz ſtill und einſam. Die hohen Häuſer ſtanden im hellen Mondſchein und glotzten mit ihren ſchwarzen Fenſtern recht dumm in die Stadt hinaus; aber die Menſchen waren nirgends zu ſehen. Es raſſelte recht, als der kleine Häwelmann in ſeinem Rollenbette über das Straßenpflaſter fuhr; und der gute Mond ging immer neben ihm und leuchtete. So fuhren ſie Straßen aus, Straßen ein; aber die Menſchen waren nirgends zu ſehen. Als ſie bei der Kirche vorbei kamen, da krähte auf einmal der große goldene Hahn auf dem Glockenthurme. Sie hielten ſtill. „Was machſt du da?" rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Ich krähe zum erſten Mal!" rief der goldene Hahn herunter. — „Wo ſind denn die Menſchen?" rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Die ſchlafen," rief der goldene Hahn

herunter, „wenn ich zum dritten Mal krähe, dann wacht der erste Mensch auf.“ — „Das dauert mir zu lange,“ sagte Hämelmann, „ich will in den Wald fahren, alle Thiere sollen mich fahren sehen!“ — „Junge,“ sagte der gute alte Mond, „hast du noch nicht genug?“ — „Nein!“ schrie Hämelmann, „mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte!“ Und damit blies er die Backen auf, und der gute alte Mond leuchtete, und so fuhren sie zum Stadtthore hinaus und über's Feld und in den dunkeln Wald hinein. Der gute Mond hatte große Mühe, zwischen den vielen Bäumen durchzukommen; mitunter war er ein ganzes Stück zurück, aber er holte den kleinen Hämelmann doch immer wieder ein.

Im Walde war es still und einsam; die Thiere waren nicht zu sehen; weder die Hirsche noch die Hasen, auch nicht die kleinen Mäuse. So fuhren sie immer weiter, durch Tannen- und Buchenwälder, bergauf und bergab. Der gute Mond ging nebenher und leuchtete in alle Büsche; aber die Thiere waren nicht zu sehen; nur eine kleine Katze saß oben in einem Eichbaum und funkelte mit den Augen. Da hielten sie still. „Das ist der kleine Hinze!“ sagte Hämelmann, „ich kenne ihn wohl; er will die Sterne nachmachen.“ Und als sie weiter fuhren, sprang die kleine Katze mit von Baum zu

Baum. „Was machſt du da?“ rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Ich illuminire!“ rief die kleine Katze herunter. — „Wo ſind denn die andern Thiere?“ rief der kleine Häwelmann hinauf. — „Die ſchlafen!“ rief die kleine Katze herunter, und ſprang wieder einen Baum weiter; „horch nur, wie ſie ſchnarchen!“ — „So will ich in den Himmel fahren!“ rief Häwelmann, „alle Sterne ſollen mich fahren ſehen!“ — „Junge,“ ſagte der gute alte Mond, „haſt du noch nicht genug?“ — „Nein,“ ſchrie Häwelmann, „mehr, mehr! Leuchte, alter Mond, leuchte!“ und dann blies er die Backen auf, und der gute alte Mond leuchtete; und ſo fuhren ſie zum Walde hinaus und dann über die Haide bis an's Ende der Welt, und dann grade in den Himmel hinein.

Hier war es luſtig; alle Sterne waren wach und hatten die Augen auf und funkelten, daß der ganze Himmel blitzte. „Platz da!“ ſchrie Häwelmann, und fuhr in den hellen Haufen hinein, daß die Sterne links und rechts vor Angſt vom Himmel fielen. — „Junge,“ ſagte der gute alte Mond, „haſt du noch nicht genug?“ „Nein!“ ſchrie Häwelmann, „mehr, mehr!“ und — haſt du nicht geſehen! fuhr er dem alten guten Mond quer über die Naſe, daß er ganz dunkelbraun im Geſicht wurde. „Pfui!“ ſagte der Mond und nieſte drei Mal,

„Alles mit Maaßen!“ und damit putzte er seine Laterne aus und alle Sterne machten die Augen zu. Da wurde es im ganzen Himmel auf einmal so dunkel, daß man es ordentlich mit Händen greifen konnte. „Leuchte, alter Mond, leuchte!“ schrie Hänselmann, aber der Mond war nirgends zu sehen und auch die Sterne nicht; sie waren schon alle zu Bett gegangen. Da fürchtete der kleine Hänselmann sich sehr, weil er so allein im Himmel war. Er nahm seine Hemdzipfelchen in die Hände und blies die Backen auf; aber er wußte weder aus noch ein, er fuhr kreuz und quer, hin und her, und Niemand sah ihn fahren, weder die Menschen noch die Thiere, noch auch die lieben Sterne.

Da guckte endlich unten, ganz unten am Himmelsrande ein rothes rundes Gesicht zu ihm herauf, und der kleine Hänselmann meinte, der Mond sei wieder aufgegangen. „Leuchte, alter Mond, leuchte!“ rief er, und dann blies er wieder die Backen auf und fuhr quer durch den ganzen Himmel und grade darauf los. Es war aber die Sonne, die gerade aus dem Meere heraufkam. „Junge!“ rief sie und sah ihn mit ihren glühenden Augen in's Gesicht, „was machst du hier in meinem Himmel?“ Und — eins, zwei, drei! nahm sie den

kleinen Häwelmann und warf ihn mitten in das große Waſſer. Da konnte er ſchwimmen lernen.

Und dann?

Ja und dann? Weißt du nicht mehr? Wenn ich und du nicht gekommen wären und den kleinen Häwelmann in unſer Boot genommen hätten, ſo hätte er doch leicht ertrinken können!

Bayerische Staatsbibliothek

Von demselben Verfasser erschienen in meinem Verlage:

Gedichte. Dritte durchgesehene Auflage. Miniatur-Format. eleg. geb. . . . . 1½ Thlr.

Deutsche Liederlieder seit J. G. Günther. Eine Codification. Miniatur-Format. eleg. geb. 1 Thlr.

Ein grünes Blatt. Zwei Sommergeschichten. Zweite Auflage. Miniat.-Format. eleg. geb. . . 27 Sgr.

Gleichzeitig verweise ich auf:

Karl Beck, Gedichte. 8. Auflage. Miniatur-Format. elegant geb. . . . . 2 Thlr.

— — Janko. 2. Aufl. desgl. . . . . 2 Thlr.

Otto Roquette, Das Reich der Träume. 3. Aufl. eleg. geb. . . . . 1½ Thlr.

— — Hans Haidekuckuck. 2. Aufl. eleg. geb. 1 Thlr.

A. v. Tschabuschnigg, Aus dem Zauberwald; Romanzenbuch. Miniatur-Form. eleg. geb. 1½ Thlr.

Levin Schücking, Ein Redekampf in Florenz. Miniat.-Format. eleg. geb. . . . . 1 Thlr.

— — Welt und Zeit. Aus dem Nachlaß eines russischen Diplomaten. Miniat.-Form. cart. 20 Sgr.

v. Riesheim, Von der Wartburg. Miniat.-Format. eleg. geb. . . . . 24 Sgr.

Regenbogenbrücke; zwei Märchen von der Verfasserin der Sommerreise. Miniatur-Format. geb. . . 10 Sgr.

Druck von Gebrüder Kay in Dessau.

Drei Novellen.

Der Autor behält sich das Recht einer Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Drei Novellen

von

Theodor Storm.

Berlin.
Verlag von Heinrich Schindler.
1861.

Meinem Vetter und Freunde

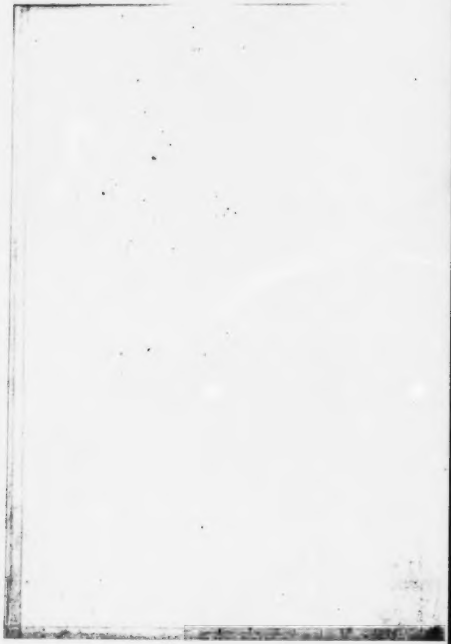
Fritz Stuhr

zugeeignet.

Inhalt.

	Seite
Veronica	3
Späte Rosen	31
Trüben am Markt	53

Veronica.



Bayerische
Staatsbibliothek
München

1.

In der Mühle.

Es war zu Anfang April, am Tage vor Palmsonntag. Die milden Strahlen der schon tief stehenden Sonne beschienen das junge Grün an der Seite des Weges, der an einer Berglehne allmählig abwärts führte. Auf demselben ging in diesem Augenblick einer der angesehensten Advokaten der Stadt, ein Mann mittleren Alters, mit ruhigen aber ausgeprägten Zügen, gemächlichen Schrittes, nur mitunter ein Wort mit dem neben ihm gehenden Schreiber wechselnd. Das Ziel ihrer Wanderung war eine unfern belegene Wassermühle, deren durch Alter und Krankheit geplagter Besitzer dieselbe seinem Sohne contractlich überlassen wollte.

Wenige Schritte zurück folgte diesen Beiden ein anderes Paar; neben einem jungen Manne mit frischem, intelligentem Antlitz ging eine schöne noch sehr jugendliche Frau. Er sprach zu ihr; aber sie schien es nicht zu hören; aus ihren dunkeln Augen blickte sie schweigend vor sich hin, als wisse sie nicht, daß Jemand an ihrer Seite gehe.

Als das Gehöfte des Müllers unten im Thale sichtbar wurde, wandte der Justizrath den Kopf zurück. „Nun, Vetter," rief er, „du hast eine leidliche Handschrift; wie wär' es, wenn du ein wenig Contractemachen lerntest?"

Aber der Vetter winkte abwehrend mit der Hand. „Geht nur!" sagte er, und blickte fragend auf seine Begleiterin, „ich nehme indeß eine Sprechstunde bei deiner Frau!"

— „So mach' ihn wenigstens nicht gar zu klug, Veronica!"

Die junge Frau neigte nur wie zustimmend den Kopf. — Hinter ihnen von den Thürmen der Stadt kam das Abendläuten über die Gegend. Ihre Hand, mit der sie eben das schwarze Haar unter den weißen Seidenhut zurückgestrichen, glitt über die Brust hinab, und, indem sie das Zeichen des Kreuzes machte, be-

gann ſie leiſe das angelus zu ſprechen. Die Blicke des jungen Mannes, der gleich ſeinem Verwandten einer proteſtantiſchen Familie angehörte, folgten mit einem Ausdrucke von Ungeduld der gleichmäßigen Bewegung ihrer Lippen.

Vor einigen Monaten war er als Architekt bei dem Neubau einer Kirche in die Stadt gekommen, und ſeitdem ein faſt täglicher Gaſt in dem Hauſe des Juſtizraths geworden. Mit der jungen Frau ſeines Vetters gerieth er ſogleich in lebhaften Verkehr; ſowohl durch die Gemeinſamkeit der Jugend, als durch ſeine Fertigkeit im Zeichnen, das auch von ihr mit Eifer und Geſchick betrieben wurde. Nun hatte ſie in ihm einen Freund und einen Lehrmeiſter zugleich gewonnen. Bald aber, wenn er des Abends neben ihr ſaß, war es nicht ſowohl die vor ihr liegende Zeichnung, als die kleine arbeitende Hand, auf der ſeine Augen ruhten; und ſie, die ſonſt jeden Augenblick den Bleiſtift fortgeworfen hatte, zeichnete jetzt ſchweigend und gehorſam weiter, ohne aufzuſehen, wie unter ſeinem Blick gefangen. Sie mochten endlich ſelbſt kaum wiſſen, daß Abends bei'm Gutenachtſagen ihre Hände immer ein wenig länger aneinander ruhten und ihre Finger ein wenig dichter ſich um-

schlossen. Der Justizrath, dessen Gedanken meistens in seinen Geschäften waren, hatte noch weniger Arg daraus; er freute sich, daß seine Frau in ihren Lieblingsstudien Anregung und Theilnahme gefunden hatte, die er selbst ihr nicht zu gewähren vermochte. Nur einmal, als kurz zuvor der junge Architekt ihr Haus verlassen hatte, überraschte ihn der träumerische Ausdruck ihrer Augen. „Breni," sagte er, indem er die Vorübergehende an der Hand zurückhielt, „es ist doch wahr, was deine Schwestern sagen." — „Was denn, Franz?" — „Freilich," sagte er, „jetzt seh' ich's selbst, daß du gefirmte Augen hast." — Sie erröthete; und duldete es schweigend, als er sie näher an sich zog und küßte. — —

Heute bei dem schönen Wetter waren sie und Rudolph von dem Justizrath aufgefordert worden, ihn auf seinem Geschäftsgange nach der nahe gelegenen Mühle zu begleiten.

Seit der gestrigen Gesellschaft, wo sie eine unter seinen Augen vollendete Zeichnung auf Bitten ihres Mannes vorgelegt hatte, war indessen zwischen ihnen nicht Alles so, wie es gewesen. Rudolph fühlte das nur zu wohl; und er vergegenwärtigte es sich jetzt noch einmal, wie es denn gekommen, daß er den

zwar etwas übermäßigen Lobe der Andern mit ſo ſcharfem leidenſchaftlichem Tadel entgegengetreten war.

Veronica hatte längſt ihr Gebet beendet; aber er wartete vergebens, daß ſie die Augen zu ihm wende.

„Sie grollen mir, Veronica!“ ſagte er endlich.

Die junge Frau nickte kaum merklich; aber ihre Lippen blieben feſt geſchloſſen.

Er ſah ſie an. Der kleine Trotz lag immer noch auf ihrer Stirn. „Ich dächte,“ ſagte er, „Sie wüßten, wie es ſo geſchehen konnte! Oder wiſſen Sie es nicht, Veronica?“

„Ich weiß nur,“ ſagte ſie, „daß Sie mir weh gethan. — Und,“ ſetzte ſie hinzu, „daß Sie mir weh thun wollten.“

Er ſchwieg eine Weile. „Haben Sie denn,“ fragte er zögernd, „das kluge Auge des alten Mannes nicht bemerkt, der Ihnen gegenüberſtand?“

Sie wandte den Kopf und blickte flüchtig zu ihm auf.

„Ich mußte es ſelber thun, Veronica — verzeihen Sie mir! — Ich kann Sie nicht von Andern tadeln hören.“

Es zog ſich wie ein Schleier über ihre Augen,

und die langen schwarzen Wimpern senkten sich tief auf ihre Wangen; aber sie erwiderte nichts. — —

Kurz darauf hatten sie das Gehöft erreicht. Der Justizrath wurde von dem Sohn des Müllers in das Wohnhaus geführt; Veronica und Rudolph traten in den zur Seite liegenden Garten. Aber sie gingen schweigend auf dem langen Steige fort; es war fast, als zürnten sie miteinander, als würde ihnen der Athem schwer, wenn sie dennoch wie beiläufig ein einzelnes Wort zu reden suchten.

Als sie den Garten durchwandert hatten, gingen sie über einen schmalen Steg in die untere Thür des Mühlengebäudes, welches hier zu Ende desselben an einem stark fließenden Wasser lag. — Durch das Klappern des Werkes und das Getöse des stürzenden Wassers, welches jeden von außen kommenden Laut verschlang, herrschte eine seltsame Abgeschiedenheit in dem fast dämmerigen Raume. Veronica war gegenüber in die Thür getreten, die zu dem Gerinne hinausführte, und blickte unter sich in die tosenden Räder, auf denen das Wasser in der Abendsonne blitzte. Rudolph folgte ihr nicht; er stand drinnen neben dem großen Kammrade, die Augen düster und unablässig auf sie gerichtet. — Endlich wandte sie den Kopf.

Sie sprach, er sah wie ihre Lippen sich bewegten; aber er vernahm keine Worte.

„Ich verstehe nicht!“ sagte er und schüttelte den Kopf.

Als er zu ihr gehen wollte, war sie schon in den innern Raum zurückgetreten. Im Vorübergehen kam sie dem Rade, neben welchem er stand, so nahe, daß die Zacken fast ihr Haar berührten. Sie sah es nicht, denn sie war noch geblendet von der Abendsonne; aber sie fühlte ihre Hände ergriffen und sich rasch zur Seite gezogen. Als sie aufsah, blickten ihre Augen in die seinen. Sie schwiegen Beide; ein plötzliches Vergessen fiel wie ein Schatten über sie. Zu ihren Häupten tosten die Mühlwerke; von draußen klang das eintönige Rauschen des Wassers, das über die Räder in die Tiefe stürzte. — Allmählig aber begannen die Lippen des jungen Mannes sich zu regen, und unter dem Schutze des betäubenden Schalles, in dem der Laut seiner Stimme wesenlos verschwand, flüsterte er trunkene, bethörende Worte. Ihr Ohr vernahm sie nicht, aber sie las ihren Sinn aus der Bewegung seines Mundes, aus der leidenschaftlichen Blässe seines Angesichts. Sie legte den Kopf zurück und schloß die Augen; nur ihr Mund lächelte und

gab von ihrem Leben Kunde. So ſtand ſie wie in Scham gebannt, das Antlitz hülflos ihm entgegenhaltend, die Hände wie vergeſſen in den ſeinen.

Da plötzlich hörte das Rauſchen auf; die Mühle ſtand, ſie hörten über ſich den Mühlknappen gehen und draußen von den Rädern fiel das abtropfende Waſſer klingend in den Teich. Die Lippen des jungen Mannes verſtummten; und als Veronica ſich ihm entzog, verſuchte er nicht ſie zurückzuhalten. Erſt als ſie aus der Thür in's Freie trat, ſchien er die Sprache wiedergefunden zu haben. Er rief ihren Namen und ſtreckte die Arme bittend nach ihr aus. Aber ſie ſchüttelte, ohne nach ihm umzuſehen, den Kopf, und ging langſam durch den Garten nach dem Wohnhauſe.

Als ſie drinnen in die nur angelehnte Thür des Zimmers trat, ſah ſie gegenüber den alten Müller mit gefalteten Händen in ſeinem Bette liegen. Oberhalb deſſelben an der Wand war ein hölzernes Crucifix befeſtigt, von dem ein Roſenkranz herabhing. Ein junges Weib, mit einem Kinde auf dem Arm, war eben herangetreten und neigte ſich über das Deckbett. „Ihm fehlt nur die Luft," ſagte ſie, „das Eſſen ſchmeckt ihm gut genug."

„Welchen Arzt habt Ihr denn?“ fragte der Juſtizrath, der mit einem Schriftſtück in der Hand daneben ſtand.

„Arzt?“ wiederholte ſie. „Wir haben keinen Arzt.“

„Da thut Ihr Unrecht!“

Das junge Weib ſtieß ein verlegenes Lachen aus. „Es iſt die Altersſchwäche;“ ſagte ſie, indem ſie ihrem dicken Jungen ſein Näschen mit der Schürze putzte, „da hilft der Doctor nichts dazu.“

Veronica horchte athemlos auf dieſe Reden. — Der Alte begann zu huſten und fuhr mit der Hand nach ſeinen Augen.

„Iſt das ſo Euer Wille, Martin, wie es hier geſchrieben ſteht?“ fragte jetzt der Juſtizrath.

Aber der Kranke ſchien ihn nicht zu hören.

„Vater,“ ſagte das junge Weib, „ob das ſo richtig iſt, wie es der Herr Juſtizrath vorgeleſen hat?“

„Freilich,“ ſagte der Kranke, „es iſt Alles ſo richtig.“

„Und Ihr habt Alles wohl bedacht?“ fragte der Juſtizrath.

Der Alte nickte. „Ja, ja," sagte er, „ich hab' es mir lassen sauer werden; aber der Junge darf doch nicht zu schwer zu sitzen kommen."

Der Sohn, der bisher rauchend in der Ecke gesessen, mischte sich jetzt in das Gespräch. „Es kommt auch noch die Abnahme dazu," sagte er und räusperte sich ein paar Mal, „der Alte lebt noch sein arttich' Ende weg."

Der Justizrath blickte mit seinen grauen Augen auf den vierschrötigen Bayer hinab. „Ist das Euer Sohn, Wiesmann?" fragte er, indem er auf einen neben dem Bette spielenden Jungen zeigte. — „So laßt ihn hinausgehen, wenn Ihr vielleicht noch mehr zu reden habt!"

Der Mensch schwieg; aber seine Augen begegneten mit einem fast drohenden Ausdruck denen des Justizraths.

Der Greis strich mit seiner harten Hand über das Deckbett und sagte ruhig: „Es wird nicht gar so lange, Jacob. — Aber," setzte er zum Justizrath gewandt hinzu, „er muß mich dann nach Dorfs Gebrauch zur Erde bringen lassen; das kostet auch." — —

Die junge Dame verschwand lautlos, wie sie ge-

kommen, aus der offenen Thür, in der sie während dieses Vorganges gestanden hatte.

Draußen sah sie Rudolph jenseit des Gartens im Gespräche mit dem Mühlknappen; aber sie wandte sich ab und ging einen Fußsteig entlang, der unterhalb der Mühle an den Bach hinabführte. Ihre Augen schweiften bewußtlos in die Ferne; sie sah es nicht, wie die Dämmerung vor ihr auf die Berge sank, noch wie allmählig, während sie hier auf und ab wandelte, der Mond hinter ihnen emporstieg und sein Licht über das stille Thal ergoß. Das Leben in seiner nackten Dürftigkeit stand vor ihr, wie sie es nie gesehen; ein endloser öder Weg, am Ende der Tod. Ihr war, als habe sie bis jetzt in Träumen gelebt, und als wandle sie nun in einer trostlosen Wirklichkeit, in der sie sich nicht zurecht zu finden wisse.

Es war schon spät, als die Stimme ihres Mannes sie auf das Gehöft zurückrief, wo sie an der Thür von ihm erwartet wurde. — Auf dem Heimwege ging sie schweigend neben ihm, ohne zu fühlen, wie seine Augen theilnehmend auf ihr ruhten. „Du bist erschreckt worden, Veronica!“ sagte er und legte die Hand an ihre Wange; „aber,“ fügte er hinzu, „das Maaß der Dinge ist für diese Leute ein anderes;

sie sind, wie gegen die Ihrigen, so auch härter gegen sich selbst."

Sie sah einen Augenblick zu dem ruhigen Antlitz ihres Mannes auf; dann aber blickte sie zur Erde und ging demüthig an seiner Seite.

Ebenso schweigsam folgte Rudolph neben dem alten Schreiber. Seine Augen hingen an der vom Mond beleuchteten Frauenhand, die noch vor Kurzem so willenlos in der seinen gelegen und die er nun zur guten Nacht noch einmal, wenn auch auf einen Augenblick nur, zu umfassen hoffte. — Aber es wurde anders; denn, als sie in die Nähe der Stadt kamen, sah er die kleinen Hände, eine nach der andern, in ein Paar dunkler Handschuhe gleiten, die, wie er wohl wußte, Veronica sonst nur der vollständigen Toilette wegen bei sich zu tragen pflegte.

Endlich hatten sie das Haus erreicht; und ehe er sich dessen in seinem Unmuth recht bewußt wurde, empfand er schon die flüchtige Berührung der verhüllten Finger an den seinen. Mit einem vernehmlich gesprochenen „gute Nacht" hatte Veronica die Thür geöffnet und war, ihrem Manne voraus, im Dunkel des Flures verschwunden.

2.

Palmsonntag.

Der Vormittag des Palmſonntags war herangekommen. Die Straßen der Stadt wimmelten von Landleuten aus den benachbarten Dörfern. Im Sonnenſchein vor den Thüren der Häuſer ſtanden hie und da die Kinder der proteſtantiſchen Einwohner und blickten hinab nach dem offenen Thor der katholiſchen Kirche. Es war der Tag der großen Oſterprozeſſion. — Und jetzt läuteten die Glocken, und der Zug wurde unter der gothiſchen Thorwölbung ſichtbar und quoll auf die Gaſſe hinaus. Voran die Waiſenknaben mit ihren ſchwarzen Kreuzchen in den Händen, nach ihnen die barmherzigen Schweſtern in den weißen Schleierkappen, dann die verſchiedenen ſtädtiſchen Schulen und endlich

der ganze unabsehbare Zug von Landleuten und Städtern, Männern und Weibern, von Kindern und Greisen; Alle singend, betend, mit ihren besten Kleidern angeputzt, Männer und Knaben baarhäuptig, die Mützen in den Händen haltend. Darüber her in gemessenen Zwischenräumen, auf den Schultern getragen, ragten die kolossalen Kirchenbilder: Christus am Oelberge, Christus von den Knechten verspottet, in der Mitte hoch über Allen das ungeheure Crucifix, zuletzt das heilige Grab.

Die Damen der Stadt pflegten sich an dieser öffentlichen Feierlichkeit nicht zu betheiligen. — Veronica saß in ihrem Schlafgemach halb angekleidet an einem Toilettentischchen. Vor ihr lag aufgeschlagen ein kleines Testament in Goldschnitt, wie es die katholische Kirche ihren Angehörigen gestattet. Sie schien sich über dem Lesen vergessen zu haben; denn ihr langes schwarzes Haar hing aufgelöst über das weiße Nachtkleid herab, während ihre Hand mit dem Schildpattkamme müßig in ihrem Schooße lag.

Als das Getöse des nahenden Zuges ihr Ohr erreichte, hob sie den Kopf empor und lauschte. Immer deutlicher kam es heran, das dumpfe Geräusch der Schritte, das singende eintönige Murmeln der

Gebete. — „Heilige Maria, Mutter der Gnaden!“ erſcholl es vor dem Fenſter, und von hinten aus dem Zuge kam es gedämpft zurück: „Bitte für uns arme Sünder jetzund und in der Stunde des Todes!“

Veronica ſprach die vertrauten Worte leiſe mit. Sie hatte den Stuhl zurückgeſchoben; mit herabhängenden Armen ſtand ſie in der Tiefe des Zimmers, die Augen unabläſſig nach dem Fenſter gerichtet. — Immer neue Menſchen kamen und gingen, immer neue Stimmen erſchollen, ein Bild nach dem andern wurde vorübergetragen. — Da plötzlich durchdrang ein herzerſchütternder Ton die Luft. Das **castrum doloris** nahte ſich, unter Poſaunenſchall, umdrängt von Menſchen, gefolgt von den Meßdienern und den vornehmſten Prieſtern in feierlichem Ornate. Die Bänder flatterten, der ſchwarze Flor des Thronhimmels fluthete in der Luft; darunter in einem Blumengarten lag das Todtenbild des Gekreuzigten. Der eherne Schall der Poſaunen war wie ein Ruf zum Tage des Gerichts.

Veronica ſtand noch immer unbeweglich; ihre Lippen bebten, unter den ſcharfgezogenen ſchwarzen Brauen lagen die Augen wie erloſchen in dem blaſſen Antlitz.

Als der Zug vorüber war, sank sie neben dem Stuhl, worauf sie zuvor gesessen hatte, zu Boden, und mit beiden Händen ihr Gesicht bedeckend, rief sie mit den Worten im Lucas: „Vater, ich habe an dem Himmel gesündigt, und bin nicht werth dein Kind genannt zu werden!“

3.

Im Beichtstuhl.

Der Justizrath gehörte zu der immer größer werdenden Gemeinde, welche in dem Auftreten des Christenthums nicht sowohl ein Wunder, als vielmehr nur ein natürliches Ergebniß aus der geistigen Entwickelung der Menschheit zu erblicken vermag. Er selbst ging deshalb in keine Kirche; seine Frau jedoch ließ er, vielleicht in Erwartung einer allmähligen selbstständigen Befreiung, in der Gewöhnung ihrer Jugend und ihres elterlichen Hauses gewähren.

Seit ihrer vor zwei Jahren erfolgten Verheirathung war Veronica indessen nur in der jetzt wieder begonnenen österlichen Zeit zur Beichte und zum Abendmahl gegangen. Er kannte es dann schon an

ihr, daß sie in den Tagen zuvor still und scheinbar theilnahmlos im Hause umherging; es war ihm daher auch nicht aufgefallen, daß die zuvor so eifrig betriebenen Zeichnenstunden seit jenem abendlichen Spaziergange aufgehört hatten. Aber die Zeit verstrich, die Maisonne strahlte schon warm in's Zimmer, und Veronica verschob noch immer ihren Beichtgang. Es konnte ihm endlich nicht mehr entgehen, daß ihre Wangen von Tag zu Tage mehr erblaßten, daß unter ihren Augen leichte Schatten sichtbar wurden, welche schlaflose Nächte dort zurückgelassen.

So fand er sie eines Morgens, da er unbemerkt in das Schlafzimmer getreten war, in sich versunken an dem Fenster stehen.

„Broni," sagte er und legte den Arm um sie. „Willst du nicht sorgen, daß das Köpfchen wieder aufrecht werde?"

Sie schrack zusammen; als habe er die unbewachten Gedanken in ihr ertappt. Aber sie suchte sich zu fassen. „Geh nur, Franz!" sagte sie, indem sie seine Hand ergriff und ihn sanft zur Stubenthür zurückführte.

Dann, nachdem er sie allein gelassen, kleidete sie

ſich an und verließ bald darauf mit dem Gebetbuch in der Hand das Haus.

Nach einer Weile trat ſie in die Lambertuskirche. Der Vormittag war indeß herangekommen. Vor den Fenſtern des mächtigen Raumes ſchatteten die jetzt ſchon belaubten Zweige der draußen ſtehenden Lindenbäume; nur im Chor auf die Thüren des Reliquienſchrankes fiel ein gebrochener Sonnenſtrahl durch die bunten Glasſcheiben. In den Stühlen im Schiff der Kirche ſaßen oder knieten hier und da noch Einzelne vor den aufgeſchlagenen Gebetbüchern, ſich vorbereitend auf das abzulegende Bekenntniß. Nichts war vernehmlich, als das Flüſtern in den Beichtſtühlen, mitunter ein tiefes Athemholen, das Rauſchen eines Kleides oder ein leiſer Schritt über die Flieſen des Fußbodens. — Bald kniete auch Veronica in einem der Beichtſtühle, unweit des Bildes der Gebenedeiten, das mitleidig lächelnd auf ſie herabblickte. Ihre ganz ſchwarze Kleidung machte heute die durchſichtige Bläſſe ihres Angeſichtes noch bemerklicher. Der Geiſtliche, ein kräftiger Mann in mittleren Jahren, lehnte von drinnen den Kopf gegen das Gitter, das ihn von ſeinem Beichtkinde trennte. Veronica begann halblaut die Worte der Einleitungsformel: „Ich armer

sündiger Mensch!“ und mit unsicherer Stimme fuhr sie fort: „bekenne vor Gott und Euch Priester an Gottes Statt!“ — — Aber ihre Worte wurden immer langsamer, immer unverständlicher; zuletzt verstummte sie.

Das dunkle Auge des Priesters war ruhig und fast mit einem Ausdruck von Ermüdung auf sie gerichtet; denn die Beichte hatte schon Stunden lang gedauert. „Bekehret Euch zu dem Herrn!“ sprach er milde. „Die Sünde tödtet; aber die Buße machet lebendig.“

Sie suchte ihre Gedanken zu sammeln. Und wieder vor ihrem innern Ohr, wie so oft seit jener Stunde, war das Tosen der Mühle; und wieder stand sie vor ihm in der heimlichen Dämmerung, ihre Hände gefangen in den seinen, im Drang des übermächtigen Gefühls die Augen schließend, in Scham gebannt, nicht wagend zu entfliehen, noch weniger zu bleiben. — Ihre Lippen bewegten sich; aber sie brachte es nicht hervor, sie mühte sich vergebens.

Der Priester schwieg eine Weile. „Muth, meine Tochter!“ sagte er dann, indem er das Haupt mit dem vollen schwarzen Haar emporhob. „Gedenken Sie der Worte des Herrn: Nehmet hin den heiligen Geist;

denen Ihr die Sünden erlasset, denen sollen sie vergeben sein!"

Sie blickte auf. Das gerötheté Antlitz, der kräftige Stiernacken des Mannes im Priesterornate war dicht vor ihren Augen. Sie begann noch einmal; aber ein unüberwindliches Sträuben überkam sie, eine Scheu wie vor unkeuschem Beginnen, schlimmer als was zu bekennen sie hieher gekommen. — Sie erschrack. War, was sich jetzt in ihr empörte, nicht eine Lockung der Todsünde, von der sie sich befreien wollte? — Sie neigte in stummem Kampf ihr Haupt auf das vor ihr liegende Gebetbuch.

Aus dem Antlitz des Geistlichen war indessen der Ausdruck von Abspannung verschwunden. Er begann zu sprechen, ernst und eindringlich und bald mit allem Zauber der Ueberredung; leis aber klangvoll drang der Ton seiner Stimme in ihre Ohren. Zu jeder andern Stunde wäre sie hingerissen in den Staub gesunken; aber diesmal war das neu erwachte Gefühl stärker, als alle Macht der Rede und alle Gewöhnung ihrer Jugend. — Ihre Hand nestelte an dem Schleier, der auf ihrem Hut zurückgeschlagen war. „Verzeihung, Hochwürden," stammelte sie. Dann, während sie stumm das Haupt schüttelte, zog sie den Schleier

heraus, und, ohne das Zeichen des Kreuzes empfangen zu haben, ſtand ſie auf und ging mit eiligen Schritten den Steig entlang. Ihre Kleider rauſchten an den Kirchenſtühlen; ſie nahm ſie zuſammen; ihr war, als griffe Alles nach ihr, um ſie hier zurückzuhalten.

Draußen unter dem hohen Portale blieb ſie tief aufathmend ſtehen. Ihr war ſchwer zu Sinne; ſie hatte die rettende Hand, von der ſie ſeit ihrer Jugend geführt worden war, zurückgeſtoßen; ſie wußte keine, die ſie jetzt ergreifen konnte. Da, während ſie noch unentſchloſſen auf dem ſonnigen Platze ſtand, hörte ſie neben ſich eine Kinderſtimme, und eine kleine braune Hand hielt ihr feilbietend einen vollen Primelſtrauß entgegen. — Es war ja Frühling draußen in der Welt! Als hätte ſie es nicht gewußt; wie eine Botſchaft kam es an ihr Herz.

Sie bückte ſich nach dem Kinde und kaufte ihm ſeine Blumen ab; dann mit dem Strauße in der Hand ging ſie die Straße hinunter dem Thore zu. Der Sonnenſchein lag ſo hell auf den Steinen; aus dem offenen Fenſter eines Hauſes drang der laute Schlag eines Kanarienvogels. — Langſam fortgehend erreichte ſie die letzten Häuſer. Von hier aus führte ſeitwärts ein Fußſteig nach dem Höhenzuge, der nach

dieſer Richtung hin das Stadtgebiet begrenzte. Veronica athmete freier; ihre Augen ruhten auf dem Grün der Saatfelder, die neben dem Wege hinliefen; mitunter regte ſich die Luft und brachte den ſanften Duft der Schlüſſelblumen, die drüben an dem Fuß des Berges ſtanden. Weiterhin, wo an der Grenze der Felder der Nadelwald begann, erhob der Weg ſich ſteiler, und es bedurfte der körperlichen Anſtrengung, obgleich Veronica des Bergſteigens von Jugend an gewohnt war. Sie hielt mitunter inne, und blickte aus dem Schatten der Fichten in das ſo ſonnige Thal hinab, das immer tiefer unter ihr verſank.

Als ſie die Höhe erreicht hatte, ſetzte ſie ſich auf den Boden in den wilden Thymian, der hier den ganzen Berg beſponnen hatte; und, während ſie die würzige Luft des Waldes athmete, ſchweifte ihr Blick nach dem blauen Gebirg hinüber, das wie ein Duft am Horizonte lag. Hinter ihr in kleinen Pauſen fuhr der Frühlingswind durch die Wipfel der Tannen, dann und wann ſchallte ein Amſelſchlag aus der Tiefe des Waldes, oder über ihr aus der Luft herab der Schrei eines Raubvogels; der unſichtbar in dem unermeßnen Raume ſchwebte. — Veronica nahm ihren Hut ab und ſtützte den Kopf in ihre Hand.

So in Einsamkeit und Stille verging eine Spanne Zeit. Nichts nahte sich als nur die reinen Lüfte, die ihre Stirn berührten, und der Ruf der Kreaturen, der aus der Ferne an ihr Ohr schlug. — Zuweilen flog ein helles Roth über ihre Wangen und ihre Augen wurden groß und glänzend.

Nun klangen Glockentöne von der Stadt herauf. Sie hob den Kopf und horchte. Es läutete schrill und hastig. „Requiescat!“ sprach sie leise; denn sie hatte die kleine Glocke vom Lambertusthurm erkannt, die es über die Gemeinde ausrief, daß unter eines ihrer Dächer der finstere Bote des Herrn getreten sei.

Am Fuße des Berges lag der Kirchhof. — Sie sah das Steinkreuz auf dem Grabe ihres Vaters ragen, der vor Jahresfrist unter den Gebeten des Priesters in ihren Armen entschlafen war. Und weiterhin, dort wo das Wasser glitzerte, war jenes wüste Fleckchen Erde, das sie als Kind so oft mit scheuer Neugierde betreten hatte, wo nach dem Gebot der Kirche neben denen, die sich selbst den Tod gegeben hatten, auch die begraben wurden, welche nicht gekommen waren, das Sakrament des Altars zu empfangen. — Dort war auch ihre Stätte jetzt; denn die Zeit der österlichen Beichte war zu Ende. —

Ein ſchmerzlicher Zug ſtahl ſich um ihren Mund, aber er verſchwand wieder. Sie richtete ſich auf; ein Entſchluß ſtand feſt und klar in ihrer Seele.

Noch eine Weile blickte ſie auf die Stadt hinab, und ließ ihre Augen wie ſuchend über die ſonnbeſchienenen Dächer wandern. Dann wandte ſie ſich, und ging durch die Tannen, wie ſie gekommen, den Berg hinab. Bald war ſie wieder unten zwiſchen dem Grün der Saatfelder. Sie ſchien zu eilen; aber ſie ging aufrecht und mit feſten Schritten.

So erreichte ſie ihr Haus. — Von der Magd erfuhr ſie, daß ihr Mann in ſeinem Zimmer ſei. Als ſie die Thür geöffnet und ihn ſo ruhig an ſeinem Schreibtiſche ſitzen ſah, blieb ſie zögernd auf der Schwelle ſtehen. „Franz!“ rief ſie leiſe.

Er legte die Feder hin. „Du, Broni?“ ſagte er ſich zu ihr wendend. „Du kommſt ja ſpät! War das Regiſter denn ſo lang?“

„Scherze nicht!“ ſagte ſie bittend, indem ſie zu ihm trat und ſeine Hand ergriff. „Ich habe nicht gebeichtet.“

Er blickte verwundert zu ihr auf; ſie aber kniete vor ihm nieder und drückte ihren Mund auf ſeine Hand. „Franz,“ ſagte ſie, „ich habe dich gekränkt!“

„Mich, Veronica?“ fragte er und nahm ihre Wangen sanft zwischen seine Hände.

Sie nickte und sah mit dem Ausdruck der tiefsten Bekümmerniß zu ihm auf.

„Und jetzt bist du gekommen, deinem Mann zu beichten?“

„Nein, Franz,“ erwiderte sie, „nicht beichten; aber vertrauen will ich dir — dir allein; und du — hilf mir, und, wenn du es vermagst, verzeihe mir!“

Eine Weile sah er sie mit seinen ernsten Augen an; dann hob er sie mit beiden Armen auf und legte sie an seine Brust. „So sprich, Veronica!“

Sie regte sich nicht; aber ihr Mund begann zu sprechen; und während seine Augen an ihren Lippen hingen, fühlte sie es, wie seine Arme immer fester sie umschlossen.

Späte Rosen.

Späte Rosen.

Ich befand mich in der Nähe einer norddeutſchen Stadt auf dem Landhauſe eines Freundes. Wir hatten einen großen Theil der Jugend zuſammen verlebt, bis wir faſt am Schluſſe derſelben durch die Verſchiedenheit unſeres Berufes getrennt wurden. Während der zwanzig Jahre, in denen wir uns nicht geſehen, war er der Chef eines von ihm gegründeten bedeutenden Handlungshauſes geworden; mich hatten die Verhältniſſe in die Fremde getrieben und dort für immer feſtgehalten. Jetzt war ich endlich einmal wieder in der Heimath.

Die Frau des Hauſes hatte ich bisher noch nicht gekannt. — Sie war nicht jung mehr; aber in ihren Bewegungen war noch die Leichtigkeit der Jugend und ihre ruhig blickenden Augen waren von einer kindlichen

Klarheit. Es herrschte zwischen diesen beiden Menschen, wie ich bald zu bemerken Gelegenheit hatte, eine gegenseitige fast bräutliche Rücksichtnahme. Wenn sie zum Frühstück frisch gekleidet in den Saal trat, suchten ihre Augen zuerst nach ihm und thaten an die seinen die stille Frage, ob sie ihm so gefalle. Dann verschwand für einen Augenblick die tiefe Falte von seiner Stirn und er empfing ihre dargereichte Hand, als werde sie erst eben ihm geschenkt. Mitunter, wenn er in seinem Arbeitskabinet am Schreibtisch saß, trat sie aus ihrem Wohnzimmer oder aus dem davor liegenden Gartensaal und setzte sich schweigend neben ihn; oder sie war ungesehen hinter seinen Stuhl getreten, und legte still die Hand auf seine Schulter, als müsse sie ihn versichern, daß sie in seiner Nähe, daß sie für ihn da sei.

Es war im Oktober an einem klaren Nachmittag. Mein Freund war eben, nach Beendigung seiner Geschäfte, aus der Stadt zurückgekehrt, und wir saßen nun, die alte Zeit beredend, auf der breiten Terrasse vor dem Hause, von der man über den tiefer liegenden Garten und über eine daran grenzende grüne Wiesenfläche auf das dunkle Wasser der Ostseebucht und jenseits dieser auf sanft ansteigende Buchenwälder

hinausſah, deren Laub ſich ſchon zu färben begann. Dies Alles und der tiefblaue Herbſthimmel darüber war von den hohen Pappeln, die zu beiden Seiten der Terraſſe ſtanden, wie von dunkeln Rieſenkuliſſen eingefaßt. — Die Frau meines Freundes war, ihr jüngſtes Töchterchen an der Hand, aus der offenen Flügelthür des Gartenſaals getreten, und mit einem ſtillen Lächeln an uns vorübergegangen; ſie wollte ſich nicht in unſere Schattenwelt drängen, an der ſie keinen Theil hatte. Nun ſtand ſie mit dem Kinde auf dem Arm am Rande der Teraſſe und blickte einem vorüberziehenden Dampfſchiffe nach, deſſen Rädergebrauſe ſchon eine Zeit lang die Stille der Landſchaft unterbrochen hatte. Ihre hohe Geſtalt, die Umriſſe ihres edlen Kopfes hoben ſich deutlich gegen den dunkeln Himmel ab.

Unſer beider Augen mochten ihr unwillkürlich gefolgt ſein; denn das Geſpräch verſtummte. Ich langte gedankenlos nach den Trauben, die in einer Kryſtallſchale vor uns auf dem Marmortiſche ſtanden.

„So hat es kommen müſſen," ſagte ich endlich, indem ich den Gegenſtand unſerer Unterhaltung noch einmal wieder aufnahm, „ich, der ſogar mit Kaſtanien und Kirſchenſteinen Handel trieb, wurde ein Mann

der Wissenschaft; und du, — wo sind deine Trauerspiele geblieben, die du als Secundaner schriebst?"

„Die italienische Buchführung," erwiderte er lächelnd, „ist ein scharfes Pulver gegen die Poesie; und gleichwohl habe ich noch den festen Willen hinzuthun müssen, damit das Mittel anschlug."

Er sah mich mit seinen dunklen Augen an, die noch den idealen Zug verriethen, der ihn in seiner Jugend auszeichnete. „Es mag dir Mühe genug gekostet haben," sagte ich.

„Mühe?" wiederholte er langsam; — „es ist vielleicht das Wenigste, was es mich gekostet hat." Und dabei flog ein Blick zu seiner Frau hinüber, von einer solchen Energie der Zärtlichkeit, von einer Freude des Besitzes, als habe er die Geliebte erst vor Kurzem sich errungen.

Unwillkürlich mußte ich eines kleinen Vorfalls am ersten Tage meines Hierseins gedenken. Damals, beim Eintritt in das Arbeitskabinet meines Freundes, fiel mein erster Blick auf das neben seinem Schreibtisch hängende Bildniß eines schönen jugendlichen Mädchens. Es war in Oel gemalt, in klaren lichten Farben und von einer wahrhaft leuchtenden Heiterkeit und Lebensfrische. Auf meine Frage, wen es vorstelle, erwiderte Rudolph: „Es ist das Bildniß

meiner Frau. Das heißt," setzte er hinzu, „des Mädchens, das später meine Braut und dann meine Frau geworden ist. Es war für die Großeltern gemalt, und ist aus deren Nachlaß an sie zurückgelangt." Er war bei diesen Worten gleichfalls vor das Bild getreten, während ich in Gedanken die jugendlichen Züge mit denen der nur noch flüchtig gesehenen Frau verglich. — Als ich nach einer Weile mich zu ihm wandte, trug sein Antlitz den unverkennbaren Ausdruck einer fast schmerzlichen Innigkeit, den ich mir bei meinem längeren Aufenthalte immer weniger zu erklären wußte. Denn dieses Mädchen war ja sein geworden; sie lebte und — so schien es — sie beglückte ihn noch jetzt.

Nun, als in diesem Augenblick die schöne ruhige Gestalt vor uns von der Terrasse in den Garten hinabstieg, und da ich nicht fürchtete, eine ungeheilte Wunde zu berühren, vermochte ich meine damalige Beobachtung nicht länger zu verschweigen. „Was war das, Rudolph?" sagte ich und nahm die Hand meines Jugendfreundes, „sage mir es, wenn du es kannst!"

Er blickte noch einmal in den Garten hinab, hinter dem aus den Wiesen schon die Abendnebel aufzusteigen begannen; dann strich er das schlichte Haar

von seiner Stirn und sagte mit dem herzlichen Ton seiner mir einst so vertrauten Stimme: „Es ist kein Unrecht dabei, und auch kein Unheil; ich kann es dir schon sagen — so weit so etwas überhaupt sich sagen läßt. — — Du hast es seiner Zeit aus meinen Briefen erfahren, wie ich meine Frau vor nun fast fünfzehn Jahren in meinem elterlichen Hause kennen lernte. Sie besuchte meine Schwester, mit der sie im Bade auf unsern Westsee-Inseln zusammengetroffen war. Ich lebte damals in der angestrengtesten und aufreibendsten Thätigkeit. Ein Compagnon, auf dessen Mitteln ein Theil des kaum aufgeführten Handelsgebäudes ruhte, war plötzlich ausgeschieden, und das Fehlende mußte auf andere Weise und in kürzester Frist ersetzt werden. Dazu kam die Errichtung der Dampfschifffahrts-Societät, die ich schon derzeit im Plane hatte; dessen Ausführung aber die Eifersucht unserer Nachbarstadt immer neue Hindernisse entgegenstellte. Ich bedurfte, wenn ich den Tag in Arbeit und Aufregung hinbrachte, einer ermuthigenden Theilnahme, eines Zufluchtsortes, an dem ich mein Herz ausruhen konnte. Beides fand ich bei der jungen Freundin meiner Schwester. Abends im elterlichen Garten beim Auf- und Abwandeln zwischen den

Ligusterzäunen waren meine Pläne und meine Sorgen der Gegenstand unserer Gespräche; sie hatte ein Ohr und Verständniß für Alles. Die Einfachheit und Sicherheit ihres Wesens, die du neulich am ersten Tage deines Hierseins an ihr bewundertest, war schon damals vorhanden. Doch auch der Muthwille der Jugend war ihr nicht fremd. Ich erinnere mich eines Abends, wo ich den beiden Mädchen an dem alten Gartentisch in der Laube gegenüber saß. Es war an diesem Tage aller Art Unglück für mich hereingebrochen. In einem augenblicklichen Anfalle von Muthlosigkeit rief ich aus: „Es geht am Ende dennoch über meine Kräfte!“ Sie antwortete nicht darauf; aber sie stützte schweigend das Kinn in ihre Hand und sah mich eine Weile wie mit zürnenden erstaunten Augen an. Dann wandte sie den Kopf zu meiner Schwester und sagte lächelnd: „Siehst du! Er glaubt schon selbst nicht mehr daran!“ Und sie hatte Recht; schon in den nächsten Wochen fühlte ich, daß meine Kräfte reichten. Es verstand sich endlich fast von selbst, daß sie ihre Hand in meine legte; daß ich sie festhielt. Andere sagten mir von ihrer Schönheit; ich sah sie darauf an; ich hatte nie daran gedacht, und dachte auch ferner nicht daran. So ward sie meine Frau; eine

Genossin des Lebens, das der Tag mir brachte und in immer erneuter Aufgabe zur Lösung vor mich hinstellte. Du wirst dich dessen erinnern — denn ich habe dir damals öfterer geschrieben — wie von nun an ein Räthsel nach dem andern gelöst wurde. Mir war dabei fast, als geschehe es durch ihre Hand; denn sie an ihrem Platze wußte Alles zur rechten Zeit zu thun; sie verstand die stumme Sprache der Dinge, gleich der Goldmaria des Märchens, die es im Vorübergehen aus den Bäumen rufen hört: Schüttle uns, wir Aepfel sind alle miteinander reif! — Schon nach einigen Jahren vermochte ich dies Landhaus zu erstehen und unsern einfachen Wünschen gemäß einzurichten. Aber mit dem Glück, das mich begünstigte, mehrten sich auch meine Geschäfte; ich hatte nicht sie, sie hatten mich; ich war eingefangen in einem Netz von Combinationen, deren eine immer die andere ablöste; alle Kräfte meines Geistes waren in diesen einen Dienst gegeben, der sie Tag für Tag in Anspruch nahm."

Mein Freund hielt inne; seine älteste zwölfjährige Tochter war aus dem Hause zu uns getreten und fragte nach der Mutter. Er nahm sie in seinen Arm, und horchte nach dem Garten hinunter. Drüben von

dem Glashause her, das mit seiner weißen Firſt neben der Gartenmauer aus dem Gebüſch ragte, hörte man das Lachen der Kleinen und dazwiſchen wie beſchwichtigend die Stimme der Mutter. „Geh, Jenni!“ ſagte er lächelnd, „es ſind zwei große Feigen reif; ihr dürft ſie nehmen!“ — Sie nickte; und fort war ſie, die Treppe hinab und durch die Raſenpartieen, welche ſich unterhalb der Terraſſe ausbreiteten, ſeitwärts im Gebüſch verſchwunden.

Der Vater ſah ihr einen Augenblick nach; dann fuhr er fort: „Es war im Frühling eines Sonntagnachmittags; das ſchlanke Mädchen, das wir eben zur Mutter hinabgeſchickt, mochte damals kaum ein halbes Jahr zählen. Der Gartenſaal hier an der Terraſſe war eben ausgemalt, die Frühlingsſonne beſchien den Eſtrich und durch die offenen Flügelthüren drang der Duft der ſprießenden Blätter und Knospen. Ich hatte, auf dem Sopha ſitzend, ein Buch zur Hand genommen, desgleichen mir ſeit lange nicht mehr vor Augen gekommen war; ich weiß nicht, gedachte ich deiner und unſerer einſt ſo eifrig betriebenen altdeutſchen Studien, oder wollte ich mich nur vergewiſſern, daß hier außen für mich eine andere Welt ſei, als drüben in der Stadt zwiſchen den dunkeln Wänden

meiner Schreibstuben. Es war Meister Gottfrieds Tristan, den ich aufgeschlagen hatte. In einiger Entfernung mir gegenüber am Fenster saß meine Frau mit einer weiblichen Arbeit beschäftigt; nebenan im Zimmer schlief das Kind in seiner Wiege. Es war Alles still; nichts störte mich, mit Tristan und Isote die Meerfahrt zu beginnen.

„Die Kiele streichen hin; in der einsamen Mittagsstunde sitzt Isote auf dem Verdeck. Der Sommerwind weht in ihren goldenen Haaren; aber ihre Augen quellen über, aus Weh nach der Heimath, aus Furcht vor der Fremde, wo sie des greisen Königs Gemahl werden soll. Tristan will sie trösten; aber sie stößt ihn zurück; sie haßt ihn, weil er ihren Ohm Morolt erschlagen hat. Die Luft geht schwül, sie dürstet. In der Schiffskemenate, schlecht verwahrt, steht der Minnetrank, der Isotens Herz dem alten Bräutigam entzünden soll. Ein kleines Fräulein ruft: „Seht, hier steht Wein!“ und Tristan bietet ahnungslos der Königin den Becher.

„Sie trank mit Zaudern, ihr war so schwer,
Und gab es ihm; da trank auch er.“

„Und nun beginnt das Zauberspiel des alten Dichters; wir leben mit ihnen in ihrem Zweifel und

in ihrer Herzensgier, wie sie nicht wollen und doch müssen, wie sie noch glauben frei zu sein und dennoch fürchten es zu werden. Unaufhaltsam quellen die süßen Verse hervor; mit ihrer heimlich dringenden Weise bethören sie das Herz. Ich sah sie vor mir, das schöne jugendliche Paar, wie sie zusammen am Bord des Schiffes lehnen. Sie blicken hinaus über das Wasser, um nicht zu sehen, wie ihre Hände heimlich in einander ruhen; und, während sie ganz einer in dem andern trunken sind, reden sie wie zufällig fremde Worte, von Meer und Nebel, von Luft und See. — —

„Der Duft des Bechers, den der alte Meister seinem Leser so nahe zu bringen weiß, stieg auf, und begann auch an mir sein Zauberwerk zu üben. Durch die Dichtung wurde etwas in mir bewegt, was das Leben bis dahin hatte schlafen lassen; ich hatte diese andere Welt nicht kennen gelernt, die Tristan und Isoten nun ihre eigenen unerbittlichen Gesetze aufnöthigt; mit der der Dichter selbst, wie er zu Anfang seines Werkes sagt, verderben und gedeihen will.

„Ich sah von dem Buch zu meiner Frau hinüber. Damals, mein Freund, lag noch der Duft der Jugend auf ihren Wangen. Durch's Fenster fielen die

Schatten der jungen Pappelblätter auf ihre Stirn und bewegten sich leise hin und wieder, während sie die Augen auf ihre Arbeit niedergeschlagen hatte. — War sie nicht ebenso schön, wie „der Minne Federspiel, Iseut?“ Oder war der Minnebecher kein bloßes Symbol, und bedurfte es wirklich des geheimnißvollen Trankes, um diesen holden Wahnsinn zu erschaffen?

„In diesem Augenblick erwachte nebenan das Kind. Die junge Mutter stand auf und warf die Arbeit hin; aber, während sie durch den Saal ging, sah sie mich mit ihren schönen heitern Augen an, und winkte mir, ihr zu folgen. — Ich mußte lächeln. „Was willst du noch?“ sagte ich halblaut zu mir selbst, und schlug das alte Zauberbuch zusammen. Und schon war sie zurück und brachte mir das Kind, das die großen verschlafenen Augen gegen die helle Frühlingssonne aufriß. — —

„So blieb es ruhig zwischen uns, wie es gewesen war. Ein Jahr nach dem andern ging dahin; und in währender Zeit verblühte allmählig die schöne jugendliche Frau an meiner Seite. Ich sah es nicht; ich hatte kein Auge dafür, wie die Züge ihres lieben Angesichts unmerklich den weichen Umriß der Jugend verloren und wie der Seidenglanz ihres blonden Haars

erlosch; nur ihres geistigen Wesens wurde ich mir immer klarer bewußt; ich fühlte deutlich, wie es sich immer fester begründete, und ebenso wie ich sie immer mehr verehrte.

„Vor drei Jahren wurde uns noch eine zweite Tochter geboren — horch nur! sie sind im Glashause; wie sie mit der Schwester disputirt! — —

„Indessen hatten sich meine Arbeiten allmählig vereinfacht; die Geschäfte gingen ihren geordneten Gang, so daß ich Manches andern Händen überlassen konnte. Mein Leben gewann endlich wieder Raum für andere Dinge. Da das Nothwendige ohne Zwang geschehen konnte, so machte sich der dem Menschen eingeborene Drang nach Schönheit wieder geltend. Ich gab dem Garten seine jetzige Gestalt und ließ dort unten das Rosarium anlegen, — du hörtest schon, daß sie die Rosen vor allen andern Blumen liebt. — Im Jahre darauf wurde hinter demselben der geräumige Pavillon erbaut. Die Holzmosaik des Fußbodens, die Sessel und was sonst an Geräth hineingehörte, ließ ich nach Zeichnungen eines befreundeten Architekten von geschickten Handwerkern anfertigen; die hohen Fenster wurden zur Hälfte mit hellgrauen seidenen Gardinen verhangen, so daß ein gedämpftes

wohlthuendes Licht entstand. Hier in dieser Gartenstille las ich zum ersten Mal in ungestörtem Zusammenhange die alten ewigen Gesänge, die Odyssee — die Nibelungen; ich las sie laut; denn sie saß neben mir und hörte, und ihre fleißigen Hände ließen unbewußt die Arbeit ruhen. Auch die Hausmusik war nicht vergessen; mir hatte das Leben keine Zeit zur Ausübung einer Kunst gelassen, aber meine Frau verstand es zu singen, und sie hatte es schon immer gern in meiner und der Kinder Gegenwart gethan. Nun traten Andere hinzu, die ein Gleiches leisteten; denn unmerklich hatte sich uns ein kleiner Kreis theilnehmender und gleichgesinnter Menschen angeschlossen.

„So war im Juni vorigen Jahres mein vierzigster Geburtstag herangekommen. — Die Frühsonne weckte mich; sonst schlief noch Alles. Ich kleidete mich an und ging durch das schweigende Haus auf die Terrasse. Der Rasen unterhalb derselben war noch in tiefem Schatten; nur die Spitzen der Bäume und der goldene Knopf des Gartenhauses leuchteten in der Morgensonne; drüben auf dem Wasser lag noch der weiße Nebel, aus dem die schwankende Spitze eines Mastes nur dann und wann hervorsah. Ich stieg langsam in den Garten hinunter, ganz erfüllt von dem Gefühl

der süßen unberührten Frühe; ich trat leise auf, als fürchte ich den Tag zu wecken.

„Am vorhergehenden Abend war ich wieder einmal über Meister Gottfrieds Tristan gerathen und hatte mich ganz in das alte Buch vertieft. Es waren die letzten Blätter, die diese anmuthige Dichterhand geschrieben.

„Der Minnetrank hat seine Zauberkraft bewährt. Die schöne Königin Isote und Tristan, des Königs Neffe, sie konnten von einander nicht lassen. Der alte langmüthige König hat endlich die Schuldigen verbannt; der Dichter aber thut seinem klopfenden Herzen Genüge und führt seine Lieblinge fern von den Menschen in die Wildniß. Kein Lauscher ist ihnen gefolgt; die Sonne scheint, die Kräuter duften; in der ungeheuern Einsamkeit nur sie und er; um sie her der säuselnde Wald und unsichtbar in den Lüften der unabläßige Gesang der Vögel. Sie wandeln im Abendschein durch die Wiese, hin wo der kühle Bronnen klingt; dort sitzen sie nieder unter der Linde und blicken zurück nach der Felsengrotte, wo sie die Nacht zusammen ruhten. Sie reiten bei Sonnenaufgang durch die thaubenetzte Haide auf die Pirsch, die Armbrust in der Faust, die Rosse aneinander drängend,

Isotens goldenes Haar um Tristans Schultern wehend.

„In der stillen Morgenwelt stiegen die Bilder der Dichtung wie Träume in mir auf. — Indessen war die Zeit vorgerückt; die Sonne schien warm auf die Gartensteige, die Blätter tropften, die Wohlgerüche der Blumen verbreiteten sich und in den Lüften begann das feine Getön der Insektenwelt. Ich empfand die Fülle der Natur und ein Gefühl der Jugend überkam mich, als läge das Geheimniß des Lebens noch unentsiegelt vor mir. Ich beschleunigte meinen Schritt, ich trat fester auf; unwillkürlich streckte ich den Arm aus und brach einen blühenden Zweig von dem Gebüsch, das nebenan im Rasen stand. — Unten vor dem Pavillon standen noch die Gartenstühle, wie wir sie am Abend verlassen hatten; an den verschlossenen Läden rieselte der Thau herab. Ich nahm den Schlüssel aus seinem Versteck unter der Treppenstufe und sperrte die Thüren auf, damit die Morgenluft hineindringen könne. Dann ging ich zurück, rüttelte im Vorübergehen an der verschlossenen Thür des Glashauses und trat nach einer Weile durch den Gartensaal in das Wohnzimmer meiner Frau. Es rührte sich noch nichts im Hause, die Morgenruhe lag

noch in allen Winkeln. Aber ein starker frischer Rosenduft schien die Nähe eines Geburtstagstisches zu verrathen. — Als ich die Thür meines Arbeitszimmers öffnete, fielen meine Augen auf ein Oelgemälde in ovaler Medaillonform, das angelehnt auf meinem Schreibtisch stand. Es war das lebensgroße Profilbild eines Mädchenkopfes; über dem schweren Goldrahmen, der es einfaßte, lag eine Guirlande von vollen rothen Centifolien. — Der Kopf war ein wenig zurückgeworfen, das glänzende blonde Haar schien erst eben von einer leichten Hand zurückgestrichen; auf den halbgeöffneten Lippen lag der köstliche Uebermuth der Jugend.

„Ich stand athemlos und starrte das schöne jugendliche Antlitz an; mir war, als dürfe ich meine Nähe nicht verrathen, als könne von einem unvorsichtigen Hauche Alles in Duft verwehen. — Es mußte eine Welt voll Frühlingssonnenlichtes sein, in welche diese jungen lachenden Augen hinaussahen. Ich neigte unwillkürlich das Haupt. Sie — sie wäre es gewesen; mit ihr wäre auch ich in jene Einsamkeit geflohen, nach der jedes Menschenherz einmal verlangt. — —“

Rudolph faßte meine Hand.

„Und weshalb war sie es nicht gewesen? — Du kennst das Bild. Was ich gesehen, war nicht die Phantasie eines Malers, nicht etwa die blonde Königin Isote, die vielleicht niemals gelebt hat. Dies Antlitz vor mir hatte dem Leben, meinem eigenen Leben angehört; so war sie einst gewesen, die vor vielen Jahren ihre Hand in meine legte, die noch an meiner Seite lebte.

„Ich blickte wieder auf, es ließ mich nicht; der Durst nach Schönheit überwältigte mich ganz. Der Anfang eines alten Liedes fiel mir ein: „O Jugend, o schöne Rosenzeit!“ — sie hatte es damals in meinem elterlichen Hause oft gesungen. Ich streckte die Arme nach dem Bilde aus, als müsse sie so noch einmal wiederkehren, als sei diese süße jugendliche Gestalt noch nicht für immer der Vergangenheit anheimgefallen.

„Da plötzlich, während mein Herz von Reue und von vergeblicher Sehnsucht zerrissen wurde, überkam mich ein Gedanken unzweifelhaften, unaussprechlichen Glückes. Sie, die das einst gewesen war; sie selber lebte noch; sie war in nächster Nähe, ich konnte schon jetzt, in diesem Augenblick noch bei ihr sein.

„Ich verließ das Zimmer, ich suchte sie; aber sie war nicht mehr im Hause. Als ich in den Garten hinabging, kam sie mir unterhalb der Terrasse entgegen. Sie sah mich lächelnd an, als wolle sie in meinen Augen die Freude über ihr Geburtstagsangebinde lesen. Aber ich ließ ihr keine Zeit, ich faßte schweigend ihre Hand und führte sie in den Garten hinab. — Und wie sie in dem weißen Morgenkleide in ihrer mädchenhaften Weise neben mir ging, mit ihren stillen Augen mich fragend und erstaunt betrachtend, wie ihre Hand so leicht und hingegeben in der meinen lag, da konnte ich nicht erwarten, mich anbetend vor ihr niederzuwerfen; denn alle Leidenschaft meines Lebens war erwacht und drängte ihr entgegen, ungestüm und unaufhaltsam.“

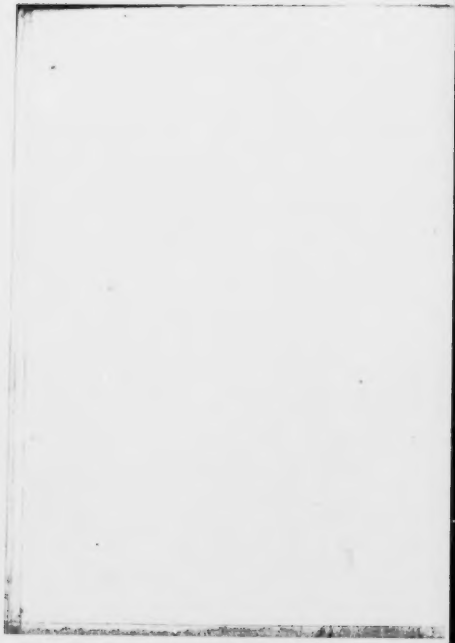
Rudolph schwieg einen Augenblick; dann sagte er leise, indem er vor sich in das Abendroth blickte, das schon mit seinem letzten Schein am Himmel stand: „So habe auch ich noch aus dem Minnebecher getrunken, einen tiefen, herzhaften Zug; zu spät — aber dennoch nicht zu spät!“

Wir saßen schweigend neben einander; allmählig brach die Dunkelheit herein. Im Garten war Alles still geworden; aber im Pavillon unten waren schon

die Lichter angezündet und schienen durch die Büsche. Nun wurde ein Accord angeschlagen, und von einer tiefen Altstimme gesungen klangen die Worte durch die Nacht:

O Jugend, o schöne Rosenzeit!

Drüben am Markt.



Schon wieder stand der kleine Herr im blauen Frack an der Wehle unterhalb des Dorfes zu fischen. Vier Angelruthen hatte er ausgelegt; die Korke mit den Federposen schwammen auf der blanken Wasserfläche, während die Stöcke in dem üppigen Marschgrase ruhten. Auch der kleine schwarze Hund saß wieder daneben wie es schien in die Betrachtung des vor ihm liegenden Netzes versunken, das schon zur Hälfte mit Weißfischen und Aalen gefüllt war; nur zuweilen warf er den Kopf herum und schnappte nach den Schmeißfliegen, die um seine Nase schwärmten. Sein Herr hatte die ausgerauchte Meerschaumpfeife neben sich gelegt und blickte, die Hände auf den Rücken gefaltet, aus seinen kleinen runden Augen gleichgültig vor sich hin; bald auf die schwimmenden Korke, bald

über die Wehle nach dem spitzen Thurm der nicht gar fernen Stadt. Die Sonne blitzte in den blanken Knöpfen seines Fracks und vor ihm auf dem stillen Wasser; mitunter zog er ein blaugedrucktes Schnupftuch aus der Tasche und trocknete sich damit den Schweiß aus seinen schon ergrauten Haaren. Das Schilf duftete, es war ein heißer Septembernachmittag.

Aus dem Häuschen, das droben auf dem Deiche lag, trat ein bejahrtes Frauenzimmer und stieg eilig an dem abwärts führenden Fußwege hinunter. Der alte Herr hatte sie nicht bemerkt; denn an der einen Angel begann eben die Federpose zu zucken. Als aber jetzt die Frau laut redend und jammernd auf ihn zukam, wandte er sich um und winkte ihr heftig mit der Hand. „Schrei sie nicht so, alte Person!“ sagte er und bückte sich nach seiner Angel. „Hat denn die Mixtur von gestern noch nicht angeschlagen?“

Das Weib schwieg plötzlich und strich sich verlegen mit der Hand über ihre Schürze.

„Ja so,“ sagte er, „ich kann's mir denken; Ihr habt wieder einmal selbst gedoctert! — Da habt Ihr mir nun auch den Fisch verjagt!“ — Indem hatte er sich aufgerichtet; und in seine kleinen Augen trat

ein Ausdruck von Schelmerei, der vor Zeiten dieſem unſchönen Antlitz eine vorübergehende Anmuth mochte verliehen haben. „Kleine Frau," ſagte er, „kennt Ihr das Gebet der Aerzte?"

Die Frau ſah ihn verdutzt an. „Nur das Vaterunſer, Herr Doctor, und die hinter'm Geſangbuch."

„Nun, ſo will ich es Euch ſagen: Gott behüte uns vor den alten Weibern!"

Die Alte lächelte. „Herr Doctor ſind allzeit ſo ſpaßig."

„Und nun," fuhr der Doctor fort, indem er ſeinen alten Hut aus dem Graſe aufſammelte, „nun bleib' ſie hier und paß' ſie mir auf meine Fiſcherei!" — Der kleine Hund ſprang gegen ihn empor. „Leg dich, Pancraz!" ſagte er und bückte ſich, um ihn zu ſtreicheln, mit jener haſtigen Innigkeit, womit in Gegenwart Anderer einſame Menſchen den an ſie gewöhnten Thieren zu begegnen pflegen. Dann, während der Hund ſich legte und das Weib, ſeinem Befehl gehorchend, ſich vor den Angelruthen an das Waſſer ſtellte, ſtieg er langſam den Deich hinauf und verſchwand in der Thür des kleinen Hauſes.

Es war tiefe Dämmerung, als der Doctor, aus seinem Meerschaumkopfe rauchend, auf dem Fahrweg des Deiches nach der Stadt zurückkehrte. Neben ihm ging die alte Frau, in der einen Hand ein Recept, in der andern das schwergefüllte Fischnetz; der kleine Hund sprang kläffend hin und wieder. — So erreichten sie die Stadt. Im Schifferhause am Hafen brannten schon die Lichter und warfen ihren Schein auf die Gasse. Der Doctor that einen Blick in die Gaststube, wo an dem rothangestrichenen Tisch schon ein Frühgast dem Wirthe gegenüber saß; dann beschleunigte er seinen Schritt und ging durch die dunkle Twiete dem Markte zu, wo er mit seiner Begleiterin in ein schmales alterthümliches Haus trat, vor dem eine Linde ihre Zweige bis an die Fenster des oberen Stocks hinaufstreckte.

Während noch die Hausglocke läutete, öffnete sich im Hintergrund der Diele eine Thür, und ein schon ältliches bürgerlich gekleidetes Mädchen leuchtete mit einer Schirmlampe den Kommenden entgegen. „Bist du es, Onkel?“ fragte sie.

„Freilich; nimm nur der Frau die Fische ab.“

Dann, nachdem die Alte gute Nacht gewünscht, gingen Beide in das geräumige Hinterzimmer. Das

Mädchen trug ihr Spinnrad in die Ecke und setzte die Lampe auf des Onkels Schreibtisch, während dieser seine Taschen von dem mitgenommenen Angelgeräthe leerte. „Ist Jemand da gewesen?“ fragte er.

— „Ja, Onkel, die arme Frau, der du das Kleid von selig Tante schenktest.“

„Sonst wer?“

— „Die alte Kammerherrin hat geschickt, sie hat wieder ihren Zufall.“

Der Doctor setzte sich auf den harten lederbezogenen Stuhl, der vor dem Schreibtisch stand. „So?“ sagte er, „schicken die feinen Leute auch noch! Nun,“ fügte er brummend hinzu, „der Andere wird nicht um den Weg gewesen sein. — Wann war der Diener hier?“

— „Du warst nur eben fort.“

„So — nun da brauchen Ihro Gnaden mich schon nicht mehr.“

— „Der Justizrath,“ sagte das Mädchen, „ist auch da gewesen; du hättest doch nicht vergessen, daß es heute der Geburtstag seiner Frau sei.“

Der Doctor schwieg eine Weile. — „Es ist gut,“ sagte er, „bring nur die Fische in die Küche!“

Das Mädchen ging; der Doctor blieb auf seinem

Sztuhle sitzen und streichelte mit der Hand den kleinen Hund, der ihm auf den Schoß gesprungen war. Seine Augen hafteten an der Messingklinke der nach dem Flur hinausgehenden Thür, als denke er, sie werde sich im nächsten Augenblick bewegen, und Jemand, den er erwarte, in das dürftig ausgestattete Gemach hereintreten. Aber es kam Niemand; er blieb allein. Endlich, nachdem er das Thier behutsam auf den Fußboden gesetzt hatte, stand er auf und nahm aus dem Repositorium des Schreibtisches einen der Quartbände, welche seine ärztliche Buchführung enthielten. Das Blatt, welches er aufschlug, trug eine Jahreszahl, die der ersten Zeit seiner Praxis angehörte. — „Handlungsdiener Friedeberg" stand darüber; darunter waren viele Visiten eingetragen, sie folgten sich fast Tag um Tag; zum Schlusse aber war die Rechnung mit einer verhältnißmäßig sehr geringen Summe abgeschlossen.

Der alte Friedeberg war längst begraben; aber der Doctor sah ihn noch vor sich, den kleinen Mann im ueberfarbenen Rock, wie er an sonnigen Sonntagnachmittagen drüben am Markt vor der Thür des großen Giebelhauses stand und ihm, wenn er vorüberging, sein „servus, Herr Doctor!" zurief. — Der alte Friedeberg war es

indessen nicht, um dessen Willen die kleine runde Hand des Doctors nach diesem Folium zurückgeblättert hatte. Er war nur der Diener gewesen; das große Giebelhaus hatte derzeit dem zweiten Bürgermeister, seinem Principal, gehört; der alte Friedeberg führte nur das kleine Ladengeschäft, das der reiche Kaufherr zugleich mit jenem treuen Mann nach seinen Eltern überkommen hatte. Auch der stattliche Bürgermeister wohnte seit lange nicht mehr in seinem sonnigen Hause; er lag nicht weit davon auf dem Klosterkirchhof in der Familiengruft, die er selbst hatte bauen lassen. — Es war aber auch nicht sein Gedächtniß, das die Hand des Doctors geleitet hatte; der Doctor war nicht einmal sein Hausarzt gewesen; denn der Bürgermeister hatte sich wie alle Honoratioren des Physikus bedient. Aber der Physikus war einmal über Land gewesen, und — der Herr Bürgermeister hatte eine Tochter gehabt.

Das war es. — —

Der Doctor hatte sich umgewandt. Seine Augen ruhten auf dem leeren Polsterstuhl, der ihm gegenüber zwischen dem Ofen und dem Tassenschränkchen stand. — Spät an einem Februarabend war es gewesen. Dort hatte seine Mutter, die alte Schneiders-

Wittwe, gesessen, mit gefalteten Händen, das Spinnrad neben sich. Sie war schon ein wenig eingenickt gewesen, wie es ihr vor dem Schlafengehen zu geschehen pflegte; aber sie war wieder munter geworden und sah nun, nach ihrer Gewohnheit, aufrecht, und ohne sich anzulehnen. „Und du willst ein Doctor sein," sagte sie, „und weißt nicht, daß alte Leute nicht mehr jung sind!" — Der Doctor zog seine silberne Taschenuhr auf und hing sie an die Wand. „Es wird Schlafenszeit, Mutter!" sagte er lächelnd; denn er wußte Alles, was noch folgen würde. Aber die Alte ließ nicht ab; sie schenkte ihm nichts, er mußte Alles hören: ihr Alter und das seinige, dann alle Mühen des kleinen Haushalts und das gesammte Inventar an Leinen und Bettstücken, das droben in den beiden eichenen Schränken lagerte. „Denn," sagte sie, „wir sind immer auskömmliche Leute gewesen, ich und dein seliger Vater; und das Nothwendige wäre schon beisammen, wenn die junge Frau in's Haus käme." — Der Doctor hatte schon fast ein wenig ungeduldig werden wollen; da plötzlich hatte die Hausglocke geschellt, und da nach einigen Augenblicken war sie hereingetreten. Sie hatte das blonde Haar zurückgeschüttelt und ein weißes Tüchlein vom Kopf genommen

und sich dann einen Augenblick schweigend und aufathmend im Zimmer umgesehen. Die kleine beleibte Alte war fast erschrocken aus ihrem Lehnstuhl aufgesprungen; denn solch' einen Gast hatte sie noch niemals in dem Zimmer ihres Doctors erscheinen sehen. Aber es war Nothsache gewesen; der alte Friedeberg war plötzlich schwer erkrankt, eine tiefe Ohnmacht, ein Schlaganfall, die junge Dame wußte es selber nicht. Der Lehrling war um den Kranken beschäftigt, die Mägde schon in den Betten gewesen; in ihrer Angst und ohne zu fragen war sie fortgelaufen. Beim Physikus hatte sie vergebens angeklopft; nun sollte der junge Doctor kommen; aber sogleich, es war kein Augenblick zu verlieren. — Der Doctor stand vor ihr in seinem abgetragenen Schlafrock, der die kleine pralle Gestalt nur kaum bedeckte, und fragte und ließ sich berichten. Die alte Frau ging während dessen im Zimmer umher und brachte hier eine Weste, dort ein Schnupftuch auf die Seite, die er wie gewöhnlich auf den Stühlen umhergestreut hatte; sie wischte mit ihrer Schürze über das Polster des alten Lehnstuhls und lud die junge Dame zum Sitzen ein. Aber die junge Dame wollte sich nicht setzen, und bald, nachdem der Doctor in die Kammer gegangen und in seinem blauen

Kleidrock wieder zum Vorschein gekommen war, machten Beide sich auf den Weg.

Die Alte hatte ihnen geleuchtet. „Fallen Sie nicht, Mamsell,“ hatte sie gesagt, „der Ring an der Kellerluke steht vor!“ Der Doctor entsann sich alles dessen noch genau, er meinte noch zu hören, wie sie hinter ihnen die Kette vor die Hausthür legte.

Draußen standen schon alle Häuser dunkel; nur drüben unweit der Twiete in dem großen Giebelhause waren unten noch die Fenster hell. Eben schlug es von der Kirchenuhr an der andern Seite des Marktes. Unwillkürlich standen sie und sahen an dem alten Thurm empor, der mit seiner dunkeln Spitze in den Sternenhimmel hinaufragte. Hoch überhin steuerte ein Zug von Wildgänsen durch die Luft; ihr gellender Schrei und der Klang ihrer Flügel fuhr weithin über die schlafende Stadt.

Der Doctor ließ sein Bambusrohr auf der Steinplatte klingen. „Kommen Sie, Mamsell Sophie,“ sagte er, „es wird Frühling! Wir müssen dem alten Friedeberg helfen.“

Und nun gingen sie, das Mädchen immer einen Schritt voraus. Er aber in dem ungewissen Sternen-

ſchimmer ſah zum erſten Mal auf ſie und wie feſt und jugendlich ſie daherging.

Jene Nacht war längſt dahin. Der Doctor war ſeitdem faſt noch einmal ſo alt geworden; aber die Leute ſagten, er habe dazumal nicht anders ausgeſehen, nur ſein Haar ſei etwas grau und der blaue Frack ein paar Mal neu und dann wiederum alt geworden. Auch im Hauſe in dem großen Hinterzimmer war es ebenſo geblieben; derſelbe alte Tiſch mit den geſchweiften Beinen und dem bunten Wachstuchbezug; daſſelbe Taſſenſchränkchen und der weiße Sand auf dem Fußboden. Freilich in dem Polſterſtuhl am Ofen ſaß jetzt nicht mehr wie ſonſt die alte ſtrickende Frau, ſondern ein kleiner ſchwarzer Hund, den der Doctor nach ihrem Tode ſich herangezogen hatte.

Auch in dieſem Augenblick behauptete der kleine Hausgenoſſe ſeinen ererbten Platz. Er hatte ſich ſchlafen gelegt und ſchien noch von den Schmeißfliegen zu träumen, die draußen an der Wehle ihn umſchwärmt hatten; denn er kläffte und ſchnappte ein paar Mal um ſich her in die leere Luft. Der Doctor ging auf ihn zu und

streichelte ihn: „Laß doch, Pancraz, laß doch!“ sagte er, „du träumst ja nur.“ Der Hund sah mit trüben Augen zu ihm auf, leckte einen Augenblick die liebkosende Hand seines Herrn und schob dann die Schnauze wieder zum Schlaf unter seinen Schenkel.

Der Doctor trat wieder an seinen Schreibtisch, und, nachdem er das vorhin aufgeschlagene Buch zugemacht und an seinen Platz gethan hatte, holte er aus dem hintersten Fache einer Schublade das Bruchstück einer rothen Hummerscheere hervor, an welcher mit einem Bindfaden ein großer Schlüssel befestigt war. Dann nahm er die Lampe und ging zur Thür hinaus, durch den schmalen Gang auf den Hausflur, und stieg von dort die Treppe hinauf, die zwischen weiß getünchten Wänden in das obere Stockwerk führte.

Die Stufen knarrten, die einsame Hauskatze, die auf dem Treppenabsatz eingedämmert war, sprang vor ihm auf und stob die Bodentreppe hinan. Oben auf dem engen Flur zwischen zwei dunkeln ungeheuren Schränken stand der Doctor still und öffnete mit seinem Schlüssel die Thür eines nach der Straße hinausführenden geräumigen Zimmers, dessen Fußboden mit einem wollenen Teppich belegt war. Der Schein der Lampe fiel auf eine Tapete, wie man sie vor einem

Vierteljahrhundert wohl zu ſehen pflegte; eine Südſeelandſchaft mit den Figuren Pauls und Virginiens, die ſich in bunten, jetzt freilich verblichenen Farben oberhalb des hohen Paneels wie ein Panorama an der Wand entlang zog. Das mit Mahagoni fournirte, jetzt tiefdunkle Geräth des Zimmers ſchien im Gegenſatz zu der unteren Wohnung einſt mit beſonderer Sorgfalt ausgewählt. — Der Doctor ſetzte die Lampe auf den länglichen mit einem bunten Teppich behangenen Sophatiſch. Seine Augen ruhten eine Weile auf dem mit Buchsbaum eingelegten Jagdſtückchen in der Lehne des Sopha's; dann breitete er ſein Schnupftuch auf das Sitzpolſter, ſtieg hinauf und hob die beſtaubte Glasglocke von einer Tafeluhr, die mitten in dem hartblauen Himmel der Südſeeinſel auf einem kleinen Poſtamente ſtand. Er nahm den verroſteten Stahlſchlüſſel, und, nachdem er langſam aufgezogen und den Perpendikel angeſtoßen hatte, horchte er auf das plötzlich laut werdende Ticken. Die Uhr ging wieder, ſie ging ganz wie vor fünfundzwanzig Jahren; es war wieder etwas lebendig in dem Zimmer, worin es ſonſt ſo ſtill war.

Er hatte die Glasglocke wieder aufgeſetzt, und ging jetzt wie vorſichtig über den weichen Teppich zu

einem Sessel, der in einer der beiden tiefen Fensternischen stand. Es war schon dunkel draußen; aus den einzelnen Fenstern und von den hier und da stehenden Gassenlaternen fielen spärliche Lichter; nur drüben rechts hinab über den Markt in dem großen Giebelhause waren alle Fenster des oberen Stockwerks erleuchtet. Der Doctor stützte den Arm auf die Fensterbank und sah nach dem hellen Schein, der von dort in das Dunkel hinausbrach.

Damals, an einem Vormittag vor vielen Jahren, acht Tage mochte es gewesen sein nach jener Februarnacht, hatte das Haus drüben in vollem Sonnenlicht gestanden; auf die spiegelblanken Ladenfenster und an der andern Seite auf die Fenster des vorspringenden Ausbaues und zwischen ihnen auf die Fliesen des weitgeöffneten großen Hausflurs war der goldene Schein gefallen.

Der Doctor erinnerte sich dessen wohl.

An einem Markttage war es gewesen; er hatte sich von seinem Hause an durch die Reihen der Bauernwagen und der Eier- und Gemüsekörbe durchgedrängt; er hatte hier und dort einer Marschbäuerin die Hand geschüttelt und sie bei Vor- und Zunamen begrüßt; ja sogar ein Recept hatte er stehend und aus freier

Hand auf ſeine Brieftafel ſchreiben müſſen. Nun trat er in das große Giebelhaus, um nach dem alten Friedeberg zu ſehen. Es hatte keine Gefahr mehr, er war ſchon in der Beſſerung. Auf dem Flur vor dem Laden drängten ſich die Käufer. Der Lehrling konnte nicht allen Händen genügen, die ihre Körbe und Kannen vor ihm hinſchoben. Aber er hatte eine Gehülfin bekommen; dort auf dem Ladentritt ſtand eine ſchlanke Mädchengeſtalt und handthierte in den oberſten Schubladen des Repoſitoriums.

— „Ei was, Mamſell Sophie!“ rief der Doctor.

Sie wandte den Kopf zurück; ein Paar helle Augen ſahen auf ihn herab. „Guten Morgen!“ rief ſie.

— „Was treiben Sie denn da?“

„Sie wiſſen ja,“ ſagte ſie und ſprang mit einem leichten Satz zu Boden, „der alte Friedeberg iſt invalid; da muß ich der alte Friedeberg ſein!“

— „Das ſeh ich,“ ſagte der Doctor, und ſeine kleinen Augen folgten ihr mit Verwunderung, wie ſie mit den flinken Fingern die Waare in Papier ſchlug, wie ſie den Bindfaden von der Rolle ſchnurrte, ihn um das Päckchen knüpfte und dann ſo reſolut an dem großen Ladenmeſſer abſchnitt.

Als sie die Waare aus der Hand legte, setzte schon wieder ein Arbeiter seine Branntweinflasche vor sie hin. Sie blickte einen Augenblick wie hülfesuchend nach dem Lehrling. Als sie ihn beschäftigt sah, kniete sie seitwärts vor das Ankerfaß und hielt das zinnerne Maaß unter das Messinghähnchen. Aber während die Flüssigkeit hineinrann, bog sie den Kopf zurück und schüttelte sich unmerklich, als wäre sie der Dunst des Alkohols.

Der Doctor stand noch immer und ließ kein Auge von ihr. Und schon plauderte sie mit einem Haufen Kinder, die ungeduldig mit ihren Sechslingen klopfend vor dem Ladentisch standen. Sie neigte sich herüber und nahm das pausbackige Gesicht eines Nachbarknabens zwischen ihre Hände. „Junge, was du für ein Kerl geworden bist," sagte sie und sah ihm ernsthaft in die Augen, „du hast wohl gar den Nachtwächter schon gesehen?"

Der Junge schüttelte den Kopf. — „Der tutet bloß!" sagte er und sah sie trotzig an.

Sie lachte und steckte ihm sein Päckchen in die Tasche. „Halt, du vergißt ja was!" Dann nahm sie ein Glas Bonbons aus dem Schaufenster. „Nun greif einmal, aber herzhaft!" Und der Kleine ließ es

daran nicht fehlen. Der Ladenburſche warf einen bedenklichen Blick auf ſeine junge Principalin, als ſie ihm das Glas zum Wegſetzen in die Hand gab; der Doctor aber lächelte ſtill in ſich hinein und blickte unvermerkt zurück, als er durch den Laden nach dem dahinter liegenden Zimmer des alten Friedeberg ging. — —

Der kleine Greis ſaß aufrecht in den Kiſſen und zählte mit den Fingern an ſeinen Knöcheln, während er durch die Fenſter nach dem dunkeln Packhofe ſah, in deſſen engem Raume er einen ſo großen Theil ſeines Lebens zugebracht hatte.

„Nun, Friedeberg,“ ſagte der Doctor,“ laßt einmal die Rechenmaſchine ſtill ſtehen! Ihr habt ja Euern Stellvertreter draußen.“

Der Alte nickte, und ein ſanftes Lächeln trat in das kleine faltenreiche Geſicht. „Freilich, Doctor,“ ſagte er, „aber es ſchickt ſich nur nicht ſo recht, und der Herr Bürgermeiſter ſehen es auch nicht gern.“

Der Doctor warf noch einen Blick durch das Thürfenſterchen in den Laden; dann aber nahm er den Puls ſeines Patienten und examinirte und ſchalt ihn freundlich, wie es ſeine Art war.

Indeſſen knarrte die Thür, und das junge Mädchen trat ſtill herein, indem ſie fragend zu dem Arzt hinüber ſah.

Dann ſetzte ſie ſich zu dem Alten auf die Bettkante und drohte ihm mit dem Finger. „Halt dich nur ruhig, Friedeberg," ſagte ſie, da les ich dir Nachmittag wieder aus dem theatrum mundi; die Belagerung Magdeburgs, oder was du ſonſt mir aufſchlägſt! — Nein, nein, ſprich nur nicht! Ich weiß ſchon Alles, was du fragen kannſt. Deinen faulen Burſchen halt ich auch in Reſpekt; es wird Alles ſauber eingetragen, es geht Alles nach deiner Vorſchrift. Und verkauft haben wir heute Morgen! Ich bekomme noch die ganze Kinderkundſchaft."

„Traut ihr nicht, Friedeberg!" ſagte der Doctor, „ein Viertel Cichorie und eine Taſche voll Bonbons als Draufgabe, das giebt eine ſchlechte Rechnung!"

Der Alte nahm ihre kleinen Finger und drückte ſie zärtlich zwiſchen ſeine alten arbeitsmüden. „Laſſen Sie ſie Doctor," ſagte er, „das iſt eine geſegnete Hand."

Das Mädchen lächelte. „Ja, alter Friedeberg," ſagte ſie, indem ſie eine kleine Münze auf dem neben dem Bette ſtehenden Tiſch klingen ließ, „ſogar einen

falſchen Schilling habe ich eingenommen! Du kannſt ihn hernach auf deinen Ladentiſch nageln; da haſt du das Dutzend voll."

„Die falſchen Stücke," erwiderte er langſam, „die ſind ſchon alt; das war in meiner Jugend; da nahm ich auch Alles unbeſehen."

Sie ſah ihn mit klugen Augen an. „Es iſt von meiner Kinderkundſchaft," ſagte ſie.

Der Doctor konnte ſich noch nicht wegfinden. Er hatte ſich unter dem Fenſter auf den Drehſtuhl des alten Friedeberg geſetzt und begann zu plaudern; er wagte es ſogar, die junge Dame an den Contretanz zu erinnern, den ſie letzthin im Caſino mit ihm getanzt hatte.

Sie hörte ihm ruhig zu. „Ja," ſagte ſie, „und dann das Solo; vergeſſen Sie das Solo nicht!"

Der Doctor fand auch gar keine Veranlaſſung, das Solo zu vergeſſen. Er lachte; denn er ſah ſich ſelbſt mit den Händen balancirend durch den Saal ſchreiten; aber trotz ſeiner kleinen kurzen Füße, er hatte doch das Gleichgewicht behalten, und das war nicht alle Mal ſo ganz geglückt. — Und dann klatſchten ſie ein Wenig über die rothen Schuhe der Frau Kammerräthin und über den mathematiſchen Diener

seines Freundes des Justizraths; und der Doctor lachte eben so harmlos über die Andern, wie er zuvor über sich selbst gelacht hatte. Ein paar Mal, wenn die schönen Mädchenaugen so frisch gegen ihn herausschauten, versuchte er auch einen ernsten Ton anzustimmen; aber er plagte sich umsonst, es schlug ihm immer wieder Alles in Spaß und Gelächter aus.

Das Mädchen, deren Hände auf ihrem sauberen Morgenkleide ruhten, musterte während dessen die kleine untersetzte Gestalt des ihr gegenübersitzenden Mannes. Es entging ihr nichts; weder die Bänder des bescheidenen Vorhemdchens, die über den Rockkragen hervorsahen, noch der ungepflegte Zustand des Haupthaares, von dem unzählige Spitzen wie Flammen in die Höhe ragten. Zuletzt blieben ihre Augen an zwei kleinen Daunen haften, die, je nachdem der Doctor den Kopf bewegte, entweder wie aufstrebende Räupchen in der Luft gaukelten oder in das allgemeine Wirrsal wieder hinabtauchten. Mamsell Sophie strich sich unwillkürlich mit den Fingern über ihren seidenen Scheitel, und in ihrem Gesichtchen zuckte es wieder wie vorhin, da sie vor dem Branntweinfäßchen kniete.

Der Doctor bemerkte nichts dergleichen. Als er aber die blauen Augen ſo unabläſſig auf ſich gerichtet ſah, warf er den Kopf zurück und ſchaute über ſich und fuhr ſich ein paar Mal mit der Hand durch die Haare; und da er hier nichts Ungewohntes zu entdecken vermochte, ſo verſtummte er plötzlich und ſchaute feſt und fragend in das Angeſicht des Mädchens. Allein er bekam keine Antwort. Wie ein ertapptes Kind wandte ſie den Kopf; und der Doctor ſah nur noch, wie es ihr blutroth bis an die krauſen Stirnhärchen in's Geſicht ſtieg. Er wußte nicht mehr, wie er das zu deuten habe; ſein Scharfſinn begann ſeltſame Wege zu wandeln, und eine Reihe lieblicher erſchreckender Gedanken tauchten in ihm auf. Er ſchlug ſeine kleinen tapfern Augen nicht zu Boden; er wollte abwarten, daß ſich das blonde Köpfchen wieder zu ihm wende.

Der alte Friedeberg ſah indeß von ſeinem Kiſſen, was der Doctor nicht zu ſehen vermochte. Aber auch er wußte nicht, weshalb die Augen ſeines Lieblings und mit ſolchem Ausdruck von Schelmerei auf die nackte Wand gerichtet waren und weshalb ſie ſich mit den Zähnen den lachenden Mund feſthielt. Und bevor er noch zu fragen vermochte, ſtand ſie ſchon an

der Stubenthür, die Klinke in der Hand. „Ich muß nach deiner Suppe ſehen, Vater Friedeberg!“ und mit einer leichten Verbeugung gegen den Doctor war ſie zum Zimmer hinaus.

Der Doctor ſtand vor dem Bette ſeines Patienten, knöpfte ſeinen blauen Frack zu und ließ ſich noch einmal die halbgeleerte Medicinflaſche zeigen; dann nahm er Hut und Stock und empfahl ſich. Kaum hörte er noch das „servus, servus,“ das ihm der kleine Greis mit einer verbindlichen Handbewegung nachrief.

Vor dem Rathhauſe begegnete ihm der Herr Bürgermeiſter, der mit ſeinem Portefeuille unter dem Arm ſoeben aus der Rathsſitzung kam. Es war eine ſtattliche Geſtalt; er trug den ſtarken Kopf aufrecht und trat ſo feſt einher, daß ihm bei jedem Schritt die wohlgenährten Wangen ſchütterten. — Nachdem er den jungen Arzt nicht ohne eine gewiſſe Herablaſſung gegrüßt hatte, erkundigte er ſich eingehend nach dem Befinden ſeines alten Handlungsdieners, und ſo ſchritten Beide im Geſpräche miteinander über den Markt. Der Doctor aber wußte nicht, weshalb es ihm heute unbehaglich war, ſich dieſen huldreich zu ihm redenden Herrn als den Vater jenes hübſchen Mädchens zu

denken; immer wieder, bis vor der Thür des großen Giebelhauſes, zu der er ihn zurückbegleitete, ſtand es vor ſeiner Seele, wie unbequem es ſein müſſe, dieſem gewichtigen Mann eine Bitte vorzutragen oder im geheimen Zwiegeſpräch gegenüberzuſtehen.

An dieſem Tage war der Doctor nicht, wie er ſonſt zu thun pflegte, nach dem Abendeſſen wieder ausgegangen; er hatte ſich ein Gläschen Grog im Hauſe präpariren laſſen und ſaß nun, ſeine Pfeife rauchend, der Mutter gegenüber an dem kleinen Wachstuchtiſche. Die alte Frau hatte ihr wollenes Strickzeug mit den hölzernen Nadeln neben ſich gelegt und las in ihrer Bibel, im erſten Buch Moſe, von der Erſchaffung des Weibes. „Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei.“ Mitunter ſeufzte ſie und ſah nach ihrem Sohn hinüber. — „Haſt du den alten Friedeberg denn bald wieder auf dem Schick?“ fragte ſie unter dem Leſen.

— „Den alten Friedeberg? — Freilich, Mutter; er hat ja gute Pflege.“

„War denn die junge Mamſell heut' wieder da?“

Der Doctor ſetzte plötzlich das Glas, das er eben an ſeine Lippen führen wollte, wieder auf den Tiſch. Denn er ſah ſie vor ſich, die junge Mamſell, wie ſie vor dem Branntweinfäßchen kniete, wie ſie das Hähnchen drehte, wie ſie ſchauderte.

Die Alte hatte während deß ihr Leſeglas auf die Bibel gelegt; ihre Gedanken waren ſchon wieder um einige Schritte vorwärts. „Die würde eine alte Frau auch nicht verkommen laſſen!“ ſagte ſie ſeufzend und ſtützte den Kopf in ihre Hand.

„Ich hoffe nicht, Mutter, daß ſie ſich ſo etwas würde zu Schulden kommen laſſen,“ erwiderte der Doctor.

Die Alte blickte auf, als wolle ſie ſich verſichern, wie das gemeint ſei.

Der Doctor hielt ihr Anfangs ſein ehrlichſtes Geſicht entgegen; bald aber mühte er ſich vergebens, ein leiſes Zucken um ſeinen Mund zu unterdrücken; es war nicht mehr zu halten, es ſtieg ihm über die Wangen, in die Augen; und als er endlich das Geſicht der alten Frau von derſelben Unruhe ergriffen ſah, da brach es hervor ſein volles herzliches Lachen, dem weder ſeine Mutter noch einer ſeiner Freunde widerſtehen konnten.

So lachten ſie beide eine ganze Weile miteinander, und die Alte ſchüttelte den Kopf und wiſchte ſich mit der Schürze die Thränen aus den Augen. „Kind, Kind! Doctor!“ rief ſie, „was lachſt du denn ſo gefährlich!“

Ihr Sohn war aufgeſprungen, er nahm den Kopf der Mutter zwiſchen beide Hände und drückte ihn gegen ſeine Bruſt. „Mutter,“ ſagte er, indem er ihr auf die Wangen klatſchte, „du biſt eine kluge Frau! So welche giebt es heutzutage doch nicht mehr!“

„Ei was!“ rief ſie und ſuchte ihn mit beiden Armen von ſich abzuwehren, „ich laß mich nicht dumm machen! Ihr habt ja doch zuſammen getanzt; warum red'ſt du nicht? Wie dann, wenn dein Vater ſelig auch den Mund nicht aufgethan hätte? Was treibt ihr denn, wenn ihr beiſammen ſeid?“

Der Doctor ſchmunzelte. — „Geh!“ rief ſie, „es iſt mit dir kein Fertigwerden; das kommt davon, wenn ſimple Leute ſtudirte Kinder haben wollen!“ — Er ließ noch einen Augenblick die zärtlichen Augen ſeiner Mutter in den ſeinen ruhen; dann trat er an ſein Bücherbrett und ſtöberte zwiſchen den beſtaubten Bänden. Er ſuchte nach einer alten Ausgabe von Bürger's Gedichten, des einzigen deutſchen Dichters, der

jemals in ſeinem Beſitz geweſen war. Da er indeß den Bürger nicht zu finden vermochte, ſo begnügte er ſich mit einer kleinen Elzevirausgabe des Horaz, die ihm aus ſeinen Primanerjahren zurückgeblieben war. Nachdem er den Deckel an ſeinem Schlafrock abgeſtäubt hatte, ſetzte er ſich wieder an ſeinen Platz. Er begann in dem Büchlein zu blättern, bis er endlich eine der Oden aufſchlug und ſich ganz darin vertiefte. „Lalagen amabo!“ Er murmelte die Worte halblaut vor ſich hin. „Ich liebe Lalagen! Wie lächelte ſie, und, o, wie plaudert ſie ſo ſüß!“ — Und während des Leſens langte ſeine Hand unwillkürlich nach dem vor ihm ſtehenden Glaſe, und er las und trank, und trank und las, bis die Ode zu Ende und das Glas geleert war.

Das Blechkäſtchen, worin der Doctor die Erſparniſſe ſeiner Praxis aufgeſpeichert hatte, ſtand in dem unterſten wohlverſchloſſenen Schubfache ſeines Schreibtiſches. Am andern Vormittage, als er von ſeinen Berufsgängen heimgekehrt war und während die Mutter draußen in der Küche handthierte, wurde es behutſam hervorgenommen. Er löſte die Bindfäden,

mit denen die Werthpapiere zuſammengebunden waren, ſchüttete aus einem leinenen Beutel ein Häufchen Dukaten und andere Goldmünzen auf den Tiſch, und notirte die einzelnen Beträge auf ein Papierblättchen. Dann, nachdem er noch eine Weile gerechnet und hierauf Alles wieder an ſeinen Ort verſchloſſen hatte, ging er durch den ſchmalen hinter dem Hauſe befindlichen Garten und von dort durch die noch unbelaubte Lindenallee nach dem alten Schloſſe, welches derzeit dem Herrn Kammerherrn und Amtmann zur Wohnung und zum Geſchäftslokale eingeräumt war.

Der Doctor wollte den Juſtizrath beſuchen, einen jungen Juriſten, der es bislang freilich nur noch zum Amtsſecretair gebracht hatte, der aber in ſeiner goldenen Brille und in ſeinem wohltoupirten Haar die ſpäter erlangte Würde ſo deutlich vorgezeichnet trug, daß ſeine Freunde ihn ſchon jetzt damit belehnt hatten. — Als der Doctor in das hohe düſtere Wohnzimmer trat, fand er den Juſtizrath, in ſeinen türkiſchen Schlafrock gewickelt, mit einem Aktenſtück beſchäftigt, in der Sophaecke ſitzen. Von oben durch die Zimmerdecke, über welcher ſich die Geſellſchaftsräume des Kammerherrn befanden, drangen kaum vernehmbar die Töne eines Klaviers. Der Doctor ſtand ſtill und

horchte; er liebte Musik, er blies sogar selbst ein wenig auf der Flöte.

Der Amtssecretair, ohne aufzustehen, nahm seine goldene Brille herunter und polirte die Gläser mit einem gelben Glaceehandschuh, der neben ihm auf dem Sopha lag. „Das hättest du Sonntag bequemer haben können!“ sagte er lächelnd, „die alte Excellenz, unsere grand'mère träufte nur so von Gnade und Leutseligkeit. Wo steckteſt du denn! Du warſt doch auch befohlen!“

— „Ich, Justizrath?“ und der Doctor rieb sich mit seiner runden Hand das unrasirte Kinn, „du weißt, die Wahrheit zu sagen, ich bin nicht gern genirt.“

„So?“ sagte der Andere trocken und ließ einen scharfen Blick auf seinen Freund hinübergleiten. „Aber im Schifferhause war Pickenick; unser Schreiber erzählte mir davon. Er war ja auch wohl dort?“

Der Doctor schlug seine kleinen ehrlichen Augen gegen ihn auf. „Laß das Pulsfühlen, Eduard!“ sagte er und reichte ihm die Hand über den Tisch hinüber.

Der Justizrath drückte sie flüchtig, indem er zugleich die Brille wieder aufsetzte und die goldenen

Stäbchen an ſeinen Schläfen zurecht rückte. „Nun, Doctor! Aber meine Schweſter und die kleine Bürgermeiſtertochter hatten auf deine Flöte gerechnet. — Du verſtehſt dich nicht auf derlei Dinge; aber“ — und er richtete ſich ein wenig in ſeiner Sophaecke auf — „du hätteſt ſie ſehen ſollen, wie ſie beim Singen ihr feines Näschen emporhob, und wie im Affect die ſchlanken Finger ſo eigenſinnig in der Luft ſpielten!“ Und der Juſtizrath drückte hinter ſeinen Brillengläſern die Augen zuſammen, und blickte vor ſich hin, als ſähe er dort Alles leibhaftig vor ſich ſtehen.

Der Doctor legte die Hand, in der er ſeinen Rohrſtock hielt, auf den Rücken und begann plötzlich im Zimmer auf- und abzuwandeln. „Juſtizrath,“ ſagte er endlich, „du haſt Geſchmack, du biſt mit ſolchen Sachen aufgewachſen.“

Der Amtsſecretair zog die Schöße ſeines Schlafrocks noch dichter um ſeine etwas hagere Geſtalt. „Nur weiter, Doctor!“ ſagte er.

Der Doctor war wieder einige Mal auf- und abgegangen. „Es iſt nämlich, Juſtizrath; du kennſt doch das alte Zimmer oben in meinem Hauſe?“

— „Freilich, Doctor; wir haben ja neulich deinen Geburtstagscommers darin gefeiert!“

Der Doctor räusperte sich ein paar Mal und blieb dann vor seinem Freunde stehen: „Du mußt mir helfen das Geräthe zu bestellen!“ sagte er mit einem kleinen resoluten Schwingen seines Pferdeschwanzes. „Die Mittel sind nun beisammen, daß ich [illegible] kann in Stand setzen lassen.

„Ernstlich, Christoph?“ fragte der Justizrath, während er dem Andern mit unverkennbarer Verwunderung in's Gesicht blickte.

Der Doctor nickte. „Ernstlich, Eduard!“ Dann setzte er sich lächelnd in einen vor dem Tische stehenden Lehnstuhl und wartete geduldig, bis der Justizrath sich erhoben und mit gewohnter Sorgfalt seinen Anzug vollendet hatte.

Nach einiger Zeit traten Beide in die Werkstatt eines ihnen bekannten Tischlermeisters. — Ein Sophagestelle, für lose Polster und Lehnkissen bestimmt, war eben in Arbeit und wurde sofort erhandelt. Der Meister legte ihnen mehrere Einsatzstücke von Buchsbaum vor, aus denen der Justizrath zwei schwebende Gestalten, diese mit einer Blumen-, jene mit einer Obstguirlande, für die vorderen Flächen der Seitenlehnen auswählte; überdies ein Täfelchen mit einer Hirschjagd für die Mitte der Rücklehne. Die Four-

nirung des Ganzen ſollte von Mahagoni ſein. — Aus der Werkſtatt gingen ſie in das dahinterliegende Magazin, wo ſie die meiſten zur Ausſtattung eines Zimmers erforderlichen Stücke bereits fertig und in entſprechender Arbeit vorfanden. Ein Poſtament mit eingelegten Stäbchen für eine Tafeluhr wurde noch beſtellt; außerdem zwei Lehnſeſſel, von denen je einer in den tiefen Fenſternischen des Zimmers ſeinen Platz finden ſollte.

Während ~~ür einiger Entfernung vor ihm der~~ Juſtizrath mit dem Meiſter über einen großen Wandſpiegel unterhandelte, war der Doctor vor einem zierlichen Nähtiſchchen ſtehen geblieben. Er hatte die Platte aufgeklappt, er bückte ſich und taſtete an den Rollen und Sternchen umher, die in den ſchmalen Seitenfächern angebracht waren, und betrachtete dann wieder mit augenſcheinlichem Wohlbehagen das unter dem Tiſchkaſten hängende grünſeidene Arbeitsſäckchen. Als er jedoch plötzlich das lächelnde Geſicht des Juſtizraths vor ſich ſah, und daneben den Meiſter, der ihm den Preis des Stückes nannte und die Vorzüge der Arbeit auseinander zu ſetzen begann, klappte er haſtig die Platte wieder zu und erkundigte ſich angelegentlich nach dem Preiſe eines in der Nähe ſtehenden Pfeifen-

halters. Der Justizrath klopfte ihm auf die Schulter. „Ich seh' es schon," sagte er, „die Pfeife thut's nicht mehr allein."

In der Tapetenhandlung, welche sie hierauf besuchten, befand der Doctor auf einer Landschaftstapete, zu der Bernardin's einst so beliebte Erzählung die Staffage geliefert hatte. Das Buch selbst kannte er nicht; aber als Knabe, da er für seinen Vater noch die fertigen Kleidungsstücke auszubringen pflegte, hatte er in dem Wohnzimmer eines reichen Kaufherrn oft eine Reihe colorirter Kupferstiche angestaunt, in welchen die Hauptscenen dieser rührenden Geschichte dargestellt waren. Die Gestalten des etwas schmächtigen jungen Liebespaares, des alten Negers, wie er in Begleitung des großen Hundes den im Walde Verirrten mit vorgestreckten Armen entgegeneilt, waren ihm seitdem von der Vorstellung eines behaglich eingerichteten Wohngemachs unzertrennlich geblieben. Er äußerte freilich hiervon nichts; aber er ließ sich auch durch keine Einwendungen seines Freundes von der einmal getroffenen Wahl zurückbringen.

Auf ihrem Heimwege lag die Wohnung eines bei den jungen Herren der Stadt beliebten Schneidermeisters. Der Justizrath blieb stehen. „Was meinst

du, Doctor," sagte er, indem er mit seinem Fischbeinstöckchen über dessen abgetragene und übelgehaltene Kleidung hinstrich, „wir sind einmal beim Tapezieren!"

Der Doctor, wie er in bedenklichen Fällen zu thun pflegte, faßte mit der Hand in seine Lastinghalsbinde und stieß ein kurzes Husten aus. Bald aber begann er nicht ohne eine kleine Begehrlichkeit eine kaffeebraune Sammetweste zu betrachten, die nebst anderen fertigen Arbeiten vor dem Fenster hing, und erkundigte sich bei seinem Freunde nach dem Preise und der Dauerhaftigkeit eines solchen Kleidungsstückes.

Der Justizrath, nachdem er die verlangte Auskunft ertheilt hatte, glaubte eine solche anscheinend günstige Stimmung benutzen zu müssen. „Und wenn du," setzte er wie beiläufig hinzu, „meinem Friseur noch eine Kleinigkeit zuwenden möchtest, — der Laden ist hier nebenan."

Aber er war schon zu weit gegangen; der Doctor hatte sich schon besonnen, er sah plötzlich den ganzen überlegten Plan des Andern vor sich. „Wir wollen's nur dabei bewenden lassen, Justizrath!" sagte er und

sah seinen Freund mit einem Ausdruck der überlegensten Heiterkeit aus seinen kleinen Augen an.

Nun wurden für eine Zeitlang Tischler und Maler in dem obern Stockwerk des schmalen Hauses geschäftig, und der Doctor stieg oft die dunkle Treppe hinauf und betrachtete den Fortgang der Arbeiten. — Wieder einige Wochen später, nachdem an Fenstern und Paneelen der röthlich graue Anstrich getrocknet, nachdem die Tapeten aufgezogen und endlich noch der Fußboden mit einem einfachen Teppich belegt war, langten nach einander auch die von dem Tischler gefertigten Geräthe an. Die Mutter des Doctors stand, während sie ins Haus getragen wurden, neben ihrem Sohn im Zuge der offenen Hausthür, strich sich dann und wann die grauen Härchen unter ihre Haube und betrachtete kopfschüttelnd die zierlichen Dinge. Schon ein paar Mal, wenn wieder ein neues Stück angelangt war, hatte sie den Mund zum Reden geöffnet; aber eben so oft die schon halbbegonnenen Worte wieder hinabgeschluckt. Endlich, als auch der große, aus einem Stück bestehende Wandspiegel gebracht wurde, schien sie es länger nicht

verschweigen zu können. „Kind, Doctor," sagte sie, „was machst du dir für Unkosten; — so was gehört ja alles doch zur Aussteuer!" Aber der Sohn wollte ihr heute nicht Stand halten, er stieg schon, als hätte er nichts gehört, hinter den Trägern die Treppe hinauf, und stellte sich zu ihnen, um das Aufhängen des Spiegels zu beaufsichtigen. — In den folgenden Tagen, nachdem alle Dinge an ihren Ort gestellt waren, saß in der neben dem Hinterzimmer befindlichen Schlafkammer der Mutter eine Näherin, um die neuen Vorhänge anzufertigen; und die alte Frau, da es denn doch einmal sein sollte, ließ es sich nicht nehmen, sie selbst an die dazu bestimmten Brettchen anzustecken.

So war nun in dem Zimmer oben Alles fertig und die Mittagssonne, die jetzt schon warm durch die Fenster schien, beleuchtete an den Wänden eine fremde aber liebliche Welt. Die Kokospalmen ragten so still in den blauen Himmel, die Papagaien und Kakadus schwebten lautlos in der Luft, und in der Lianenlaube mit den scharlachrothen Blüthen zu den Füßen Pauls und Virginiens lag schlafend der große Hund. Das Sopha mit seinem Ueberzug von feingeblümtem Zitz stimmte wohl zu den lebhaften Farben der Tapete,

und die eingelegten Figuren der Flora und Pomona in den flachen Säulen der Seitenlehne, das Jagdstückchen über dem Rücksitze hoben sich zart von dem lichtbraunen Mahageni ab. Darüber an der Wand von dem zierlichen Postamente herab pickte die neue Tafeluhr, auf der von mattem Porzellan die spinnende Gestalt einer Parze saß; „eine rechte Doctoruhr," wie der Justizrath sagte, der auch dieses Stück im Auftrag seines Freundes besorgt hatte. Draußen aber an den Lindenzweigen, deren Spitzen bis an die Fenster reichten, waren schon die grünen Blätter aufgebrochen.

Fast täglich in der Mittagsstunde, wenn er von seinen Berufsgängen nach Hause gekehrt war und bis ihn seine alte Mutter zum Essen hinunterrief, pflegte der Doctor sich hier aufzuhalten. Ein sanftes Feiertagsgefühl überkam ihn, wenn beim Eintritt in das Zimmer seine Schritte auf dem weichen Teppich plötzlich unhörbar wurden. Er setzte sich dann wohl in einer der Fensternischen in den Lehnsessel und sah über den Markt hinüber nach dem großen Giebelhause und folgte mit den Augen den Käufern, die dort aus- und eingingen, oder den Kindern, die vor dem Ladenfenster spielten. Mitunter wurde auch eine Mädchen-

geſtalt in einem hellen Sommerkleide auf wenige Augenblicke ſichtbar; und wenn ſie wieder verſchwunden war, wandte der Doctor ſeine Augen in das Zimmer zurück nach der Laube Pauls und Virginiens und horchte auf das Schreien des Heimchens, das von unten aus der Küche zu ihm heraufdrang. — Oder er war aufgeſtanden und blickte auf das friſche Grün ſeiner Linde oder in den blauen Frühlingshimmel nach den Schwalben, die droben im Sonnenſchein um den goldenen Knopf des Thurmes flogen.

Der alte Friedeberg war während deſſen wieder geſund geworden, und die Beſuche in dem großen Giebelhauſe hatten aufgehört. Aber dieſe glückliche Kur ſchien dem Arzte keine Freude gebracht zu haben; denn er ging ſtill umher und die Mutter klagte, ihr Doctor habe das Lachen ganz verlernt.

Die junge Dame von drüben hatte er in der letzten Zeit nur einmal wieder geſprochen. Es war eines Nachmittags im elterlichen Garten des Juſtizraths, die weißen Roſen waren eben aufgeblüht. Die Freunde ſaßen, ihre Cigarren rauchend, in der Lindenlaube, während unten auf dem Raſen die Tochter des Hauſes eine Geſellſchaft junger Mädchen

um sich versammelt hatte. Durch die Büsche des Bosquets hörten sie das Lachen der Mädchen und den lauten Ruf der jugendlichen Stimmen.

Da, während der Doctor schweigend die blauen Tabakswolken vor sich hinblies, stand sie plötzlich vor ihnen.

„Wir sind beim Pfänderspiel," rief sie und streckte ihm lächelnd die Hand entgegen. „Sie sollen Zweitritt mit mir tanzen!"

Er blickte auf. Ihr Antlitz war geröthet vom Spiel und von der Sommerluft, ihre Augen glänzten; der weiße Florshawl hatte sich verschoben und hing über die Schulter hinab. — Der Doctor schwieg noch eine Weile. „Sie dürfen es mir nicht übel deuten, Mamsell Sophie," sagte er dann, ohne die dargebotene kleine Hand zu nehmen, „ich tanzte lieber nicht."

„Also ein Korb, Herr Doctor?"

Der Justizrath legte beide Hände auf die Schultern seines Freundes. „Doctor," sagte er, indem er langsam den Kopf schüttelte, „ich glaube fast, die Luft in deinem Prunksaal hat dich krank gemacht!"

Der Doctor fühlte, wie ihm die Röthe in's Gesicht stieg, und er neigte den Kopf, um es zu verbergen.

„Krank?“ erwiderte er, nicht ohne daß ein Ausdruck von Gereiztheit in seiner Stimme bemerkbar gewesen wäre; „du weißt es wohl, Justizrath, die Gesundheit habe ich vor Euch feinen Leuten voraus.“

Die Andern antworteten nicht darauf. Als er wieder aufblickte, waren die Augen des Mädchens mit einem Ausdruck von Güte auf ihn gerichtet. „Ich habe noch vergessen,“ sagte sie, „der alte Friedeberg läßt Sie grüßen; er dankt Ihnen noch so sehr!“

Dann ging sie; aber im Fortgehen wandte sie noch einmal den Kopf zurück. „Ich habe warten gelernt,“ rief sie, „wir tanzen doch noch mit einander!“ — —

Die beiden Freunde blieben noch lange im geheimen Zwiegespräch in der Laube sitzen. Einige Tage später aber ging auch der Justizrath in auffallender Nachdenklichkeit umher; sein indisches Schnupftuch hing ihm ungewöhnlich lang aus der Tasche, und mehr als sonst schob er die goldene Brille auf die Stirn und rieb sich kopfschüttelnd mit der Hand die Augen.

Die Zeit verging; die Linde unter dem Fenster der neuen Stube stand schon in dunklen Blättern. Dann war es eines Sonntags, früh noch am Vormittag; durch das offene Fenster kam der Klang des Orgelspiels aus der nahen Kirche. Auf einem Stuhle in der Mitte des Zimmers saß der Doctor und hörte auf einen Bericht seines Freundes, des Justizraths, der mit untergeschlagenen Armen vor ihm stand. Es mußte aber nichts Frohes gewesen sein, das er erfahren hatte; denn er blieb, als der Justizrath seine Mittheilung beendete, stumm und mit zitternden Lippen sitzen; nur zuweilen hob er die Hand und trocknete mit seinem Schnupftuch sich den Schweiß von den Wangen. Und es war doch kühl genug im Zimmer; die Sonne streifte eben erst die Fensterstäbe. — „Und weiter," fragte er endlich, „weiter sagte sie nichts, Justizrath? Weiter nichts, als nur: „„Ich kann es nicht!"" "

— Nein, Doctor, sie hatte auf alle meine Reden nur diese eine Antwort; aber mißverstehen konnte ich sie nicht; denn sie hat es oft genug gesprochen."

„Und weshalb," fuhr der Doctor zaghaft fort, „weshalb, — das hat sie nicht gesagt?"

Der Justizrath schüttelte den Kopf. „Es war in unserm Garten, hinten an dem Steintischchen," sagte er; „was die kleine Hand in der weißen Manschette dort auf die Marmorplatte mag geschrieben haben, das hab' ich freilich nicht entziffern können; aber gesprochen hat sie nichts hierüber."

Der Doctor war aufgestanden. Ihm gegenüber in dem großen Spiegel stand noch einmal dieselbe unscheinbare vernachlässigte Gestalt; das wirre Haar, das runde ausdruckslose Gesicht, aus dem die kleinen Augen jetzt trübselig auf den draußen stehenden Doppelgänger hinausstarrten. Der Andere sah gespannt zu ihm hinüber. Jetzt, jetzt mußte er selbst die Antwort auf seine Frage finden. — — Aber er fand sie nicht; er wandte sich und begann zu sprechen. „Eduard," sagte er leise, und es war, als blieben ihm die Worte in der Kehle hängen, „ich denke wohl kaum, daß es wegen meiner alten Mutter ist."

Der Justizrath richtete sich fast wie erschrocken in die Höhe; über seine regelmäßigen und sonst wohl kalten Züge zuckte es wie etwas, das er nicht bekämpfen könne. Mit raschen Schritten, ohne zu antworten, ging er ein paar Mal im Zimmer auf und ab. Dann blieb er vor dem Doctor stehen. „Christoph,

rief er, „frage so nicht mehr! — Komm, hier! Wir beide, wir bleiben die Alten!“ Und er drängte seine schlanke Hand in die kleine festgeschlossene Faust seines Freundes. — — —

Als der Justizrath fortgegangen war, stand der Doctor noch lange unbeweglich und ließ seinen Blick über die bunten Tapeten und über das zierliche Geräthe des Zimmers gleiten. Dann setzte er sich an das Fenster in den Sessel und blickte mit trüben Augen auf die Straße hinaus. Der Sommerwind rauschte in den Blättern seiner Linde; drüben jenseits des Marktes in dem großen Giebelhause flatterte eine Gardine aus dem offenen Fenster und wehte in der Luft; vor der Thür im Sonnenscheine stand wieder wie sonst der alte Friedeberg in seinem lederfarbenen Rock.

Der Doctor verschloß das Fenster und verließ dann sein neues Zimmer. Als er draußen vor der Thür stand, horchte er noch einmal, wie drinnen die Uhr pickte; dann schloß er ab und nahm den Schlüssel mit herunter. — —

Kurz darauf konnte man ihn, wie auch wohl an anderen Tagen, auf dem Deichwege in die Marsch hinauswandern sehen. Aber er hatte dies Mal keine

Augen, weder für die grüne heimathliche Ebene zu seinen Füßen, auf der das Gras im Sonnenscheine blitzte, noch für die an's Meer fliegenden schlanken Seeschwalben, denen er sonst stillstehend bis in die weiteste Ferne nachzusehen pflegte. Als er das Häuschen oberhalb der Wehle erreicht hatte, an der er sonst wohl zu fischen pflegte, stieg er an der Binnenseite des Deiches hinab und streckte sich neben dem Wasser in das hohe Gras.

Er hatte den Kopf in die Hand gestützt und blickte bewegungslos auf das Schilf, das leis im Winde rauschte. Neben ihm um einen blühenden Distelbusch flogen zwei Schmetterlinge; Brennnesselfalter, die in den Marschen häufig sind. Erst gaukelten sie lange um einander in der Luft; dann aber setzte sich der eine auf die Distelblüthe, und während er zitternd die Flügel auf- und niederschlug, schwebte der Andere über ihm und suchte sich ihm zu nähern. Es schien ein Paar zu sein, ein Liebesspiel, das diese kleinen stummen Sommergäste vor den Augen des neben ihnen ruhenden Menschen aufführten. Der Doctor hatte sich aufgerichtet; seine Blicke folgten unwillkürlich jeder Bewegung der beiden Creaturen. „Papilio urticae!“ murmelte er. „Was das für ein glücklicher

Kerl ist! — — Und doch," setzte er nach einer Wei
hinzu, „ein Mannsbild höherer Gattung, so ein g
wöhnlicher Engel etwa würde hinwieder vielleicht fi
die kleine Sophie nichts mehr empfinden, als ich fü
diesen Sommervogel; — — er würde sie vielleic
nur mit einer besondern naturwissenschaftlichen Ne
gierde betrachten und nicht ohne ein gewisses Grauer
vor dem fremdartigen Wesen den ambrosischen Finge
an ihre kleine Schulter legen." — — Und nachdem
er solchergestalt das Gleichgewicht seines Herzens wie
der hergestellt zu haben glaubte, warf er sich auf den
Rücken und starrte gedankenlos in die weißen Wolken,
die über ihn hinwegzogen.

Aber der Doctor war kein Engel; die kleinen
Schultern, über denen der Sommerwind mit dem
leichten Flortuch spielte, das heitere, gütige Mädchen-
antlitz standen vor ihm und ließen nicht ab, ihn zu
quälen. —

Jetzt waren viele Jahre seitdem vergangen.

— — — — — — — — — — —

Der feine Metallschlag der Uhr klang durch das
Zimmer.

Der Doctor blickte auf. Er zählte; es schlug zwölf. Aber so weit in der Nacht konnte es noch nicht sein. Und jetzt besann er sich, er hatte ja vorhin den Weiser nicht gestellt; draußen vom Thurm schlug es jetzt eben auch, es war erst neun Uhr. Er stand auf und blickte auf die Gasse hinaus. Der alte Kirchthurm hob sich nur dunkel aus der Finsterniß hervor; aber drüben aus dem großen Giebelhause drang noch der helle Lichterschein in das Dunkel hinaus. Dort wohnte sie noch jetzt, wie sie es einst gethan; sie wohnte dort mit dem Justizrath, den sie im Lauf der Jahre geheirathet hatte, noch jetzt im Alter heiter und geliebt, wie sie es einst in ihrer Jugend gewesen war. Oft hatte seitdem in Tagen der Krankheit der Doctor an ihrem und ihrer Kinder Bette gesessen; er hatte auch einige Male auf Bitten seines mitterweile zum wirklichen Justizrath avancirten Freundes an ihrer Geburtstagsfeier Theil genommen; nur in den letzten Jahren war er dazu nicht mehr zu bewegen gewesen. — —

Es wurde leise an die Thür geklopft. — „Sie haben wieder geschickt, Onkel!“ sagte das vorsichtig eintretende Mädchen.

Der Doctor wandte den Kopf. „Von drüben?“ fragte er.

Das Mädchen bejahte es.

Er hatte sich wieder nach dem Fenster gewandt und blickte, ohne etwas zu erwidern, in die Dunkelheit hinaus. — Eine Strecke unterhalb der hellen Fenster in der gegenüberliegenden Häuserreihe, welche von einer einsamen Straßenlaterne beleuchtet wurde, zeigte sich der finstere Raum der nach dem Hafen hinabführenden Twiete. Dann und wann trat eine Gestalt in den Dämmerschein der Laterne und verschwand zwischen den Häusern.

„Ich habe nicht gesagt, daß du schon heim bist!“ begann das Mädchen wieder.

Der Doctor richtete sich auf. „Nun, Christine,“ sagte er, indem er seinen blauen Frack zuknöpfte, „so sag' auch jetzt nichts davon. Geh! Sie sollen mich in Ruhe lassen!“

Kurze Zeit darauf trat er in Begleitung seines kleinen schwarzen Hundes in die mit Gästen angefüllte Schänkstube des Schifferhauses. „Nun, Doctor,

wo bleibst du?“ fragte eine etwas rauhe Stimme und eine derbe Hand streckte sich ihm entgegen, „setz' dich auf deinen Platz!“ und dann zu dem Wirthe gewandt: „Jan Ohm, ein Glas Grog!' Aber ein blasses, für den Doctor!“

Bayerische Staatsbibliothek München

Dessau,
Druck von Gebrüder Kay.